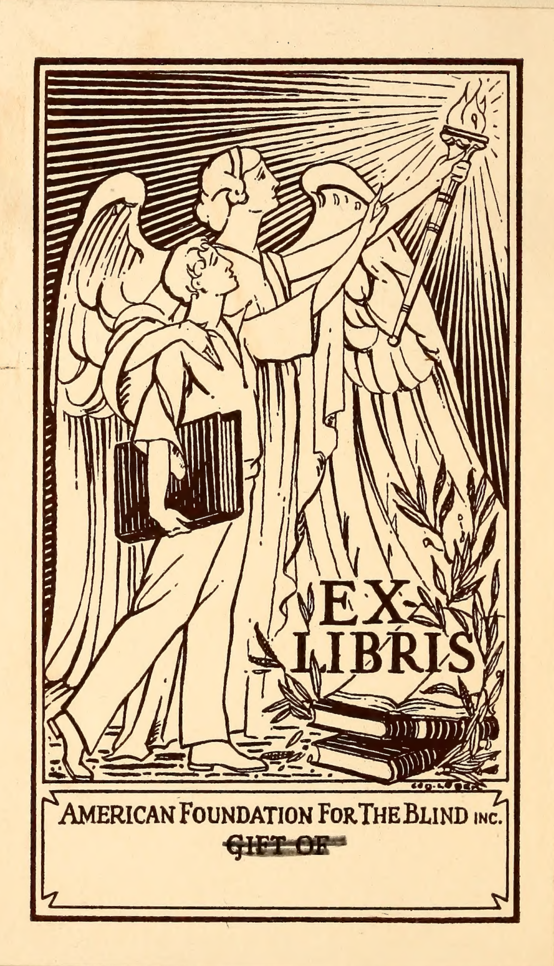
Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen

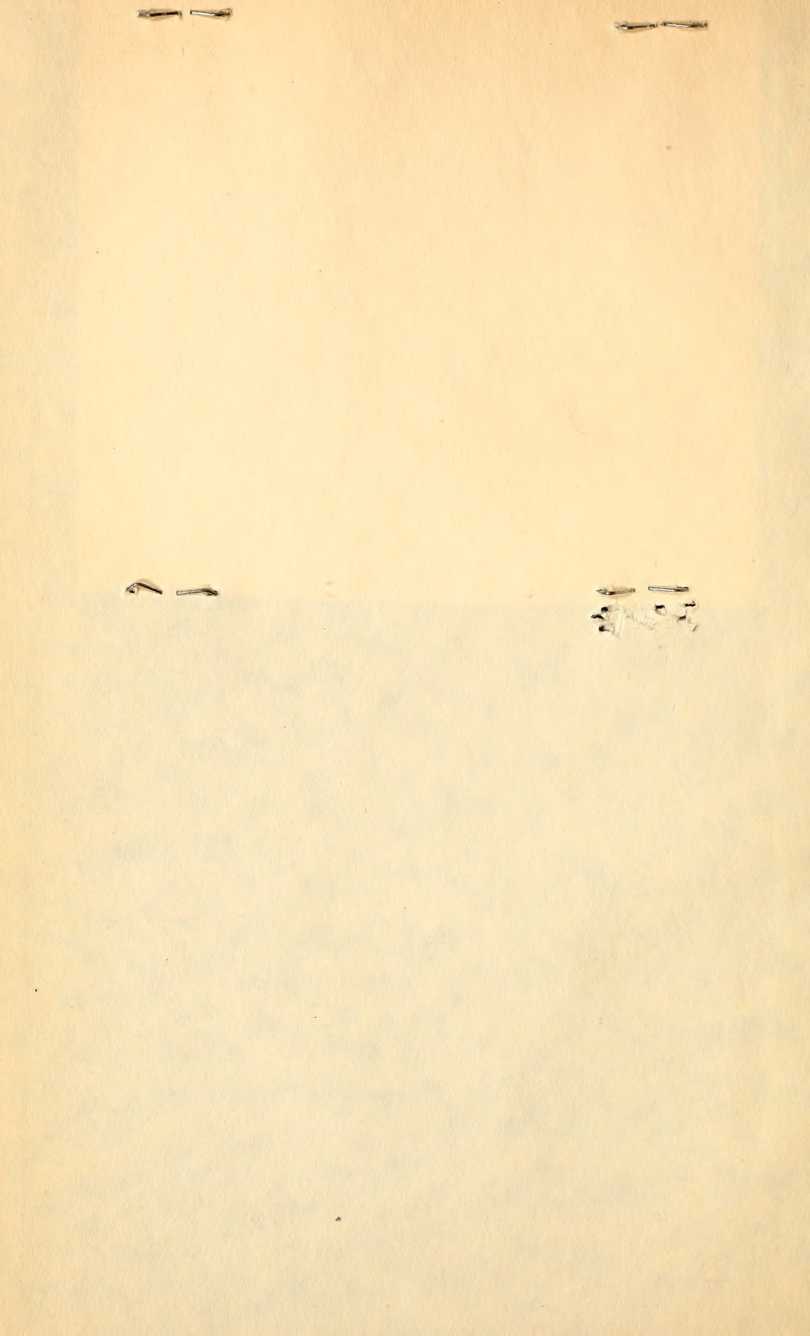
von

Gertrud Fundinger


EX
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION FOR THE BLIND INC.
GIFT OF



Carl Herrmann Unthan, der Lehrer der Kriegsbeschädigten



Gertrud Fundinger

Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen

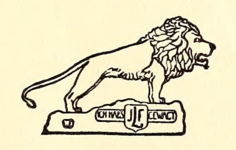
Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen

Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen

Von

Gertrud Fundinger

Mit 21 Abbildungen und Proben ihres Schaffens



J. F. Lehmanns Verlag / München 1932

Druck von Kastner & Callwey, München
Printed in Germany

Für Hugo Palmer

Zum Geleit!

Eine sonderbare Schicksalsgemeinschaft hat sich in dieser Schrift zusammengefunden.

Auch nicht Einem von uns fällt es ein, mit der Preisgabe seines Geschickes sich irgend eines Verdienstes rühmen zu wollen; dazu kennen wir jeder Einzelne die Stunden, die uns fast verzagen ließen, zu gut.

Mit dieser Herausgabe haben wir in erster Linie an die Stillen im Lande gedacht, die ungekannt Kämpfe und Leiden des Körpers und der Seele durchzufechten haben. Diesen möchten die einzelnen Lebensbilder hier sagen, daß kein Leiden und kein Entsagen nutzlos und sinnlos sich abspielt. Oft gibt das Schicksal erst sehr spät Antwort auf das quälende „Warum?“ — — Manchmal auch erst in der Todesstunde.

Die blinde Betty Hirsch hat einmal das Wort geprägt, daß Blindheit kein absolutes Übel ist — — dieses Wort läßt sich auf jedes Übel anwenden. Jede Körperbehinderung kann den Keim zu kraftvollem Selbstbehaupten durch gesteigerte Betätigung auf einer anderen Seite bilden.

Auch jene am allerschwersten Betroffenen, die nichts tun können als Stillhalten und Ertragen, sie sollen sich bewußt sein, daß in der Art, wie sie ihr Geschick vorleben, tiefe Erkenntnis für den Arzt und ernste, nachhaltige Predigt für alle, die um sie wissen, liegen kann.

Feuerbach bei Stuttgart, im Juli 1932.

Ludwigsburger Str. 350

Gertrud Fundinger

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zum Geleit 7

Betty Hirsch, Augen einer blinden Frau sahen neue Wege für Blinde 9

Dr. Otto Herwig, als Lungenleidender Entdecker und Gründer Arosas als Kurort 21

Rudolf Jungmayr, Gipsformer, der im Krieg Augen und Arme verlor, ein begeisterter Nationalsozialist . . 29

Fritz Müller-Partenkirchen, der Humorist mit den schwerbeschädigten Füßen 40

— Blind? Eine Kurzgeschichte 48

Dr. August Rollier. Kranke Menschen arbeiten während ihrer Kur bis sie wieder gesund sind 56

Margarete Steiff, eine gelähmte Frau, die Begründerin einer Weltfirma 64

Eugen Sutermeister, ein Taubstummer als Gründer eines Taubstummenfürsorgewesens, als Prediger für die Taubstummen und als Lyriker 69

— Bleibendes, Gedicht 74

— Ein Trost, Gedicht 74

Carl Herrmann Unthan, der armlose Geiger und Lehrer der Kriegsbeschädigten 76

Johann Dietrich Warnken, „Weil ich keine Füße mehr habe“ 85

Joseph Weiß, der Pilot mit einer Hand 91

Geza, Graf Zichy, Einarmiger als Klaviermeister und Lehrer der Schwerbeschädigten im Kriege . . . 97

Bethel, Eine ganze Stadt Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen 106

Gertrud Fundinger, Autobiographisches Nachwort der Herausgeberin 121

— Fußwaschung, Gedicht 130

Über mein Schaffen 132

Literaturnachweis / Quellennachweis 134

Betty Hirsch

Augen einer blinden Frau sahen neue Wege für Blinde

In letzter Zeit ging durch die Presse eine Nachricht, daß eine blinde Maschinenschreiberin mit 250 Silben Leistung in der Minute eine seltene Auszeichnung gewonnen hat. Man horchte bei dieser Nachricht auf: „Blind und eine Leistung, die mit Sehenden im Wettbewerb stand?“ Für den, der noch nichts von den modernsten Hilfsmitteln der Blindenfortbildung hörte, die ein plastisches Stenographieren mittels einer sinnreichen Maschine, die dem Blinden das schnelle Schreiben und Ablesen gestattet, mußte diese Leistung allerdings ein Wunder sein.

Die Dame, die diesen Preis gewann, war Schülerin der Kriegsblindenschule Silex, die in Berlin seit den ersten Kriegsmonaten 1914 unter der Mitarbeit und späteren Führung der blinden Betty Hirsch sich die Aufgabe stellte, den Kriegern, die auf so harte, plötzliche Weise vor veränderten Lebensbedingungen standen, neue Wege zu öffnen. Wo es nur irgend möglich war, sollten die Kriegsblinden wieder in ihre alten Berufe zurückkehren, oder doch solche Arbeiten ergreifen, die ihren Fähigkeiten entsprachen.

Betrachtet man das Leben Betty Hirschs von frühester Jugend an, dann möchte man sich der Ansicht nicht verschließen, daß sie die unheimlich sicher

über sie kommende Blindheit zum Wohle ihrer blinden Mitmenschen zu durchleben hatte. Ihr Lebenslauf bis zum endgültigen Wirken für die Blinden war immer ein Lernen und Vorbereiten für die noch in der Zukunft ruhenden Aufgaben, welche ihrer harrten.

Die Vorfahren Betty Hirschs waren Dänen, von der Seite des Vaters dänische Wissenschaftler, die Mutter aus einer bekannten Kopenhagener Familie. Betty wurde in Hamburg als letztes Kind ihrer Eltern geboren; sie war stark und gesund und ein ausnehmend eigenwilliges Kind. Vom sechsten Jahre an besuchte sie eine höhere Schule, bis im dreizehnten Jahre ein Unfall dieses starke, impulsive Leben in ruhigere, veränderte Bahnen lenkte. Beim Turnen aus großer Höhe mitten aufs Gesicht gefallen, wurden die Augen des Kindes verletzt. Sechs Jahre Behandlung durch Augenärzte von Ruf waren umsonst — die Sehkraft konnte nicht gerettet werden; Blindheit war unabwendbar. —

Das tatkräftige Kind aber und die Eltern sahen sehr früh ein, daß hier nichts versäumt werden durfte, und so begab sich das junge Mädchen in die freiwillige Schule des Lernens, wo es nur konnte.

Ein unbezwingbarer Drang, alles selbständig zu machen, von jeder Führung unabhängig zu werden, war die treibende Kraft alles Strebens.

„Ich haßte es, wenn man mir zu viel helfen wollte, oder mich gar bemitleidete.“ Diese, bei allen Körperbehinderten — die noch nicht vom unverständigen Benehmen der Umwelt angekränkelt sind — vorherr-

schende Empfindung hat auch Betty Hirsch ausgesprochen. Deshalb begab sich Betty Hirsch in eine Frauenblindenschule in Berlin-Steglitz, um dort Unterricht in Brailleschrift und einigen einfachen Handwerken wie Korbmachen und Stuhlflechten zu nehmen.

Literatur und Musik waren ihre Vorzugsfächer, ohne daß sie zuerst an ein Brotstudium in dieser Richtung gedacht hätte. Einige Jahre Besuch des Konservatoriums, und der Ehrgeiz beflügelte Betty Hirsch, als erste ihrer Klasse ein eigenes Konzert zu geben. Der Erfolg dieses Konzerts bewog die blinde Sängerin, während der nächsten fünf Jahre in Deutschland, Dänemark und später in England zu singen und sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Trotz guter Presse reichten die Einnahmen dieser Konzerte aber nicht aus, um die Sängerin vollständig wirtschaftlich zu tragen; sie war gezwungen, noch viele Stunden zu geben. Diesen Anstrengungen war sie aber auf die Dauer nicht gewachsen, und ein Zusammenbruch zwang sie, das Singen in der Öffentlichkeit für immer aufzugeben.

Hier verlor die blinde Frau für kurze Zeit den Mut, fühlte sie doch eine Möglichkeit der Unabhängigkeit schwinden. Nach einigen Monaten der Erholung begann sie die englische Sprache in England selbst zu studieren.

In London studierte Betty Hirsch außer der Sprache sehr bald alle Einrichtungen, die man zur Blindenausbildung getroffen hatte; alles, was nur auf diesem Gebiete zu erreichen war, suchte sie kennenzulernen, denn England war vor dem Kriege schon auf der Höhe mit seiner Blindenpflege.

Zu Anfang des Krieges arbeitete Betty Hirsch mit Prof. Fournier D'Albe in Birmingham an einem Optophon für Blinde. Eine äußerst geistreiche Erfindung, die mit feinsten elektrischen Wellen Lichteindrücke in Töne umwandelt, die nach dem Gesetz der bekannten Selenzellen dem Blinden hörbar werden. Im September war es soweit, daß die Blinde wieder nach Deutschland zurückkehren konnte, ich lasse sie hier schon am besten selbst erzählen, wie das Wort Kriegsblinder sie auf der Heimreise anspornte zu neuer Arbeit:

„Als ich am 16. September 1914 als Flüchtling auf der Reise von London nach Hamburg in Holland zum erstenmal das Wort „Kriegsblinder" hörte, kam mir sofort der Gedanke, wenn ich glücklich in der Heimat angelangt wäre, die Kriegsblinden aufzusuchen, um ihnen ihren ersten Schmerz über ihre Erblindung überwinden zu helfen. Zu diesem Zwecke eröffnete ich sofort unter den Mitreisenden eine kleine Sammlung, bei der diese ihre letzten Groschen opferten. In dieser ersten „Kriegsblindenstiftung" kamen ganze 15 Mark zusammen, die ich später dazu benutzte, die erste Blindenuhr für einen Kriegsblinden zu kaufen.

Nach meiner Ankunft in Hamburg suchte ich sofort das Rote Kreuz auf, wurde aber mit der Bemerkung abgewiesen, daß noch keine Kriegsblinden bei ihnen eingeliefert worden seien. Als ich acht Tage später nach Berlin kam, ging ich mit einem Empfehlungsbrief zum Sanitätsamt. Aber auch dort hielt man noch den Aufenthalt der bereits aus dem Felde in die Heimat gebrachten erblindeten Krieger geheim.

Mitte November hörte ich zufällig, daß im Vereinslazarett St.-Maria-Viktoria-Heilstätte, Berlin, sich fünf Kriegsblinde unter der Obhut des Geheimrats Prof. Dr. Paul Silex befanden.

Gleich bei meinem ersten Besuch bei Geheimrat Silex ergab sich eine wunderbare Übereinstimmung unserer Gedanken über die Behandlung der Kriegsblinden. Die Oberin des Vereinslazaretts stellte uns freundlichst ein Zimmer zur Verfügung, und so begannen wir am 22. November 1914 den Unterricht mit unseren ersten fünf erblindeten Kriegern.

Als die Schülerzahl dann wuchs, wurde uns ein weiterer Raum und später ein dritter im St.-Maria-Viktoria-Krankenhaus zur Verfügung gestellt. Vier Jahre hindurch behalfen wir uns mit diesen drei Räumen, obgleich die Zahl der Schüler so bedeutend gewachsen war, daß wir den Unterricht von morgens 9 Uhr bis abends spät ausdehnen mußten.

Während dieser vier Jahre gingen die Gelder zur Anschaffung von Lehrmitteln und für die Ausstattung der in ihre Berufe eintretenden Kriegsblinden überreichlich ein, so daß wir imstande waren, unsere Schüler auf privatem Wege mit Schreibmaschinen, Spielen, Uhren usw. in ausreichendem Maße zu versehen. Seit dem 1. Oktober 1917 trug auch das Kriegsministerium zu den Kosten des Unterrichts, der bisher ehrenamtlich erteilt worden war, bei.

In den Jahren 1917 und 1918 fanden in Halbau (Schlesien) Kurse für Landarbeiter und Landwirte statt, deren Abhaltung uns durch die großzügige Hilfe des jetzt verstorbenen Grafen Fritz von Hochberg ermög-

licht wurde. Im Sommer 1919 stellte Graf Schwerin auf seinem Gute in Wustrau ein Gemeindehaus zur Verfügung, wo vom Reichsausschuß für Schwerkriegsbeschädigte in kleinerem Maße die noch übrigen kriegsblinden Landwirte ihre Ausbildung erhielten."

„Wie ich den Unterricht begann? Fünf Kriegsblinde in Lazarettjacken mit verbundenen Köpfen saßen um einen Tisch im Wohnzimmer der Schwestern, das uns zum Unterricht zur Verfügung gestellt war. Geheimrat Silex und die Oberin des Lazaretts führten mich hinein. Herr Geheimrat Silex zeigte mir die Gegenstände, die im Zimmer untergebracht waren, damit ich mich sogleich zurechtfinden könne, und dann verließen sie uns, um kein Schwäche- oder Verlegenheitsgefühl bei den Kriegsblinden aufkommen zu lassen, das so leicht den Neuerblindeten dem Sehenden gegenüber beschleicht, wenn er seine ersten Versuche, sich in einer Sache zurechtzufinden, macht.

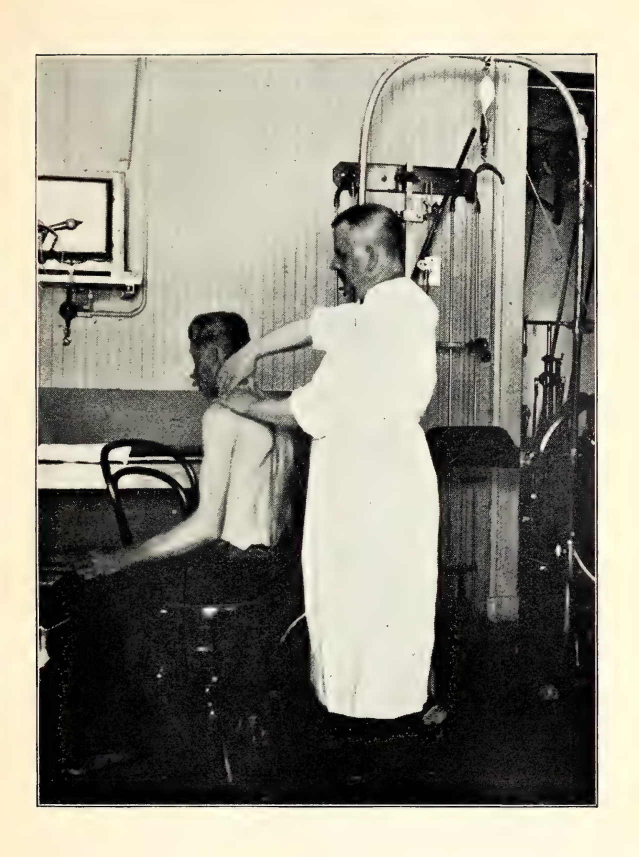
Klopfenden Herzens reichte ich jedem Einzelnen die Hand; ich wußte ja nicht, wie sie die Hilfe aufnehmen würden. Aber ermuntert durch den Mut ihres gleichfalls erblindeten Kameraden, eines Feldwebels, nahmen sie willig und freudig die gebotenen Lehren an. Fünf mittelgroße Punktschriftblätter, auf die in breiten Abständen die leichtfühlbarsten Punktschriftbuchstaben geschrieben waren, bildeten das ganze Material der ersten Unterrichtsstunde. Nach Verlauf dieser Stunde konnten die fünf Kriegsblinden zu ihrer Freude schon einige kleine Wörter mittels des Tastgefühls lesen. Ich verließ sie mit leichtem Herzen und voller Hoffnung für ihre Zukunft.

Sobald die Arbeit in unserem Lazarett beim Kriegsministerium bekannt wurde, schickte man von den verschiedenen Sanitätsämtern die Kriegsblinden aus anderen Lazaretten und Provinzen her, so daß die Zahl der Schüler sehr schnell wuchs und ein gewisser Unterrichtsplan notwendig wurde. Dieser Plan konnte allerdings niemals systematisch durchgeführt werden, da wir die Verwundeten in den verschiedensten Stadien der Heilungsprozesse eingeliefert bekamen. Es waren solche, die frisch verwundet aus den Feldlazaretten eingebracht wurden, natürlich mußte man bei diesen sehr vorsichtig und langsam vorgehen, da sie in vielen Fällen noch nicht einmal zum Bewußtsein ihrer Blindheit gekommen waren; dann waren es solche, die schon längere Zeit in anderen Lazaretten gelegen hatten, wo man die Hoffnung auf das Wiedererlangen des Augenlichtes hochgehalten hatte, und bei denen die Enttäuschung, wenn sie die Wahrheit über ihren Zustand erfuhren, so erschütternd auf ihre Nerven wirkte, daß an einen folgerechten Unterricht in der ersten Zeit gar nicht zu denken war; und es waren wiederum solche, die von körperlichen Schmerzen schon völlig befreit, so viel Schaffenskraft in sich fühlten, daß sie sich sogleich mit Freude und Eifer an die neuen Studien begaben.

Das erste nun, was die Kriegsblinden in die Hände bekamen, war eine einfache Tafel zum Schreiben der gewöhnlichen Kurrentschrift. Es gibt, wie bei den meisten Lehrmitteln, auch von diesem Apparat viele Systeme. Wir fanden aber, daß gerade bei unseren Kriegsblinden, bei denen die Vorstellungen des durch

die Augen Wahrgenommenen noch ganz frisch waren, die einfachsten Mittel meistens bevorzugt wurden. So benutzten wir für diesen Zweck eine Papptafel mit einem rostförmig ausgeschnittenen Deckel, in dessen Vertiefungen der Blinde mit einem Bleistift die eigene Handschrift gerade und sauber ausführen kann. Ebenso erhielt jeder Schüler sogleich nach der Einlieferung in unser Lazarett eine Blindenuhr, welche mit starken Zeigern versehen, und deren Zifferblatt mit erhabenen Ziffern oder Punkten ausgestattet ist und die jedem Blinden die Feststellung der Tageszeit ermöglicht. Es war nicht unbeabsichtigt, daß ich diese scheinbar unbedeutenden Gegenstände zuerst verabreichte. Wenn sich auch im späteren Verlauf der Behandlung und des Unterrichts bei jedem Einzelnen besondere Fähigkeiten, Neigungen und Wirkungen zeigten, so konnte man doch fast bei allen die Wahrnehmung machen, daß es ihnen zu Anfang ihrer Blindheit als etwas unsagbar Drückendes und Peinigendes erschien, wenn sie ihre Gedanken und Gefühle Anverwandten und Fremden nur durch die Vermittlung fremder Menschen mitteilen konnten. Ebenso quälend erschien es ihnen, nicht selbst feststellen zu können, wie weit die Tages- oder Nachtzeit vorgeschritten war. Man konnte fast ausnahmslos eine bemerkenswerte Erleichterung und Besserung ihres seelischen Zustandes beobachten, sobald sie in den Besitz dieser beiden einfachen Hilfsmittel gelangt waren. —

Eine große Veränderung mußte im Laufe der Zeit der Musikunterricht in unserer Schule erfahren. Zu Anfang des Krieges war es das Bestreben des Publikums, aus jedem Kriegsblinden einen Musiker zu



Blinder als Masseur

Tafel 2



Blinder erlernt den Gebrauch von Hilfsmitteln für seinen landwirtschaftlichen Beruf

machen, ein Bestreben, das leider auch in unsere Lazarettschule hineingetragen wurde, ohne daß wir die Macht hatten, seine Auswüchse völlig abzuweisen. Es bildeten sich sogar Vereine zur Anschaffung von Musikinstrumenten für erblindete Krieger; Musiklehrer und -Lehrerinnen erboten sich in Hülle und Fülle, um die Kriegsblinden auf diesen Instrumenten zu unterrichten, und es war nur zu begreiflich, daß die erblindeten Soldaten, die sich während der ersten Zeit, bevor sich ihnen die nützlichen und sicheren Berufe eröffneten, über ihre eigene Lage nicht klar waren, jedem, der es doch so gut mit ihnen meinte, glaubten, daß sie nun, da sie blind seien, nichts weiter als Musik machen könnten.

Es gab eine Zeit im ersten und zu Anfang des zweiten Kriegsjahres, da jeder unserer Schützlinge irgendein Musikinstrument besaß und Musikunterricht hatte. Als wir jedoch die Kriegsblinden mehr und mehr in eine praktische und für die Zukunft nützliche Berufstätigkeit einführen konnten, sahen wir uns genötigt, diesem Treiben ein Ende zu machen. Wir stellten daher das Prinzip auf, nur denjenigen Musikunterricht erteilen zu lassen, die vor ihrer Erblindung bereits ein Instrument gespielt hatten. Viele hatten auch schon das Musizieren von selbst wieder aufgegeben; andere aber, die nun nicht in den Besitz eines Instrumentes kamen, und sich dadurch besonders geschädigt fühlten, erhielten bei der Entlassung aus dem Lazarett ein Grammophon, womit sie sich auch sehr zufrieden erklärten.

Von den wenigen Studenten der Musik, die bei uns mit den technischen Blindenmitteln und Kenntnissen ver-

sehen und auf ein Konservatorium oder sonstiges Musikinstitut entlassen wurden, war einer vor seiner Erblindung bereits Student der Musik, die übrigen waren besonders begabt und im jugendlichen Alter, so daß man wohl erwarten konnte, daß sie sich zu guten Organisten und Berufsmusikern entwickeln würden.

Weit schwieriger als die Frage des Unterrichts war diejenige der Berufe bei unseren Kriegsblinden. Wie allgemein bekannt, hatte man bis dahin fast ausnahmslos in bestimmten Handwerken ausgebildet (Stuhlflechten, Bürsteneinziehen, Fußmatten machen).

Es war nun eine merkwürdige Erscheinung, daß gleich zu Anfang unserer Tätigkeit und bis auf den heutigen Tag unsere Kriegsblinden eine entschiedene Abneigung gegen diese Beschäftigungen zeigten. Auch stand wohl manchem das Aufgeben seines früheren, ihm lieb gewordenen Berufes und eine lange umständliche Lehrzeit in einem für ihn neuen Beruf als etwas Unerträgliches vor der Seele. Von der kleinen Schar der Zivilblinden, die sich durch schwere Kämpfe gegen Vorurteile in ausdauernder Arbeit zu einem anderen Beruf hindurchgerungen hatten, wußte man wenig oder nichts. Leider kamen zu diesen entmutigenden Anschauungen von außen Momente hinzu, welche die Geister völlig verwirrten und irreführten. War einerseits der Rat einer Schar herzensguter, wohlmeinender, aber völlig verständnisloser Menschen verwirrend, welche die Blinden in den Lazaretten aufsuchten und ihnen — wie schon erwähnt — ausnahmslos die verschiedensten Musikinstrumente schenkten, in der Überzeugung, daß die Soldaten nun, da sie blind waren, auch ganz

besonders musikalisch sein müßten; so wurde der zweite große Irrtum durch solche Leute hervorgerufen, die jedem erblindeten Krieger eine Stellung als Maschinenschreiber oder dergleichen verschaffen wollten, wenn er sich nur ein wenig auf der Schreibmaschine oder in andere Beschäftigungen einarbeiten würde. Wir sahen die Gefahr, welche die Zukunft unserer Schützlinge bedrohte, wohl, konnten aber in der ersten Zeit eine Änderung dieser Zustände nicht erreichen, weil einerseits die Blinden schwer von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen waren, andererseits das Publikum in seinem Drang zu helfen und die erste Not zu lindern, nicht zurückzuhalten war. Hier und da brachte man den Kriegsblinden kleine Handarbeiten mit; es wurden kleine Peddigrohrkörbchen geflochten und Täschchen aller Art geknüpft, die dann von den Damen zu verhältnismäßig hohen Preisen verkauft wurden. Aber sehr bald wurden diese Spielereien den Männern doch über, da sie bei fortschreitender Genesung auch ihre männliche Schaffenskraft wieder wachsen fühlten, und von da an konnten wir mit einer geregelten Ausbildung für praktische Berufe einsetzen.

Nachdem bereits eine große Anzahl Kriegsblinder in Berufen wie Landwirte, Masseure, Maschinenarbeiter usw. ausgebildet und beschäftigt war und ihre Erfolge bekannt wurden, kamen vom Jahre 1920 ab erst wenige und dann immer mehr und mehr Zivilblinde, Männer und Frauen, und baten, doch auch in diesen neu eingeführten Berufen ausgebildet zu werden. Da nun die Einrichtungen vorhanden und die Lehrkräfte durch

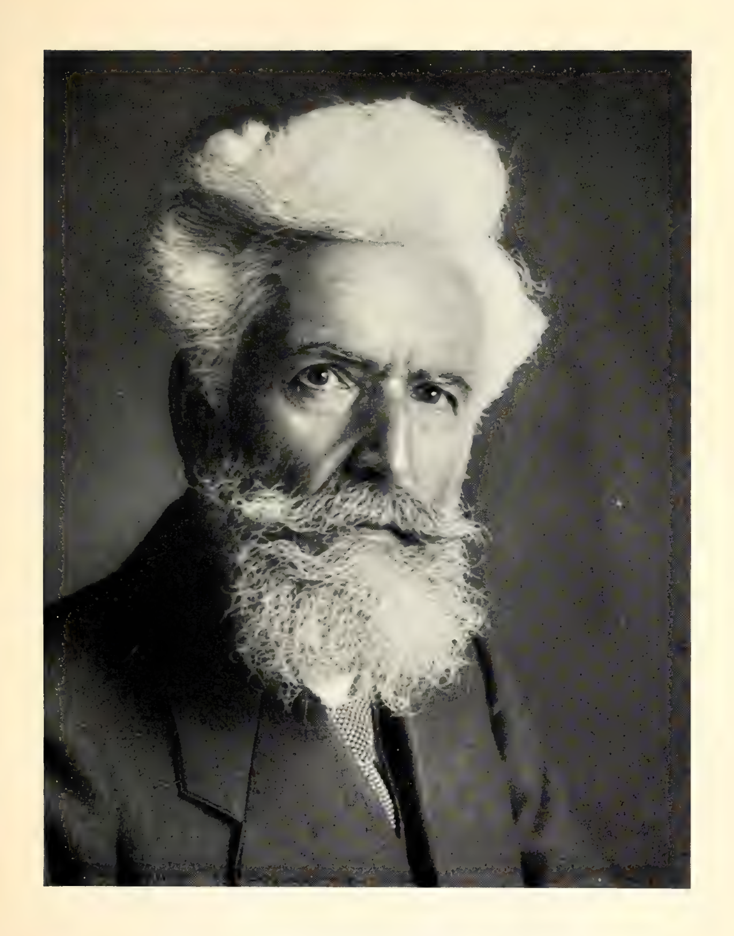
die Abnahme der Kriegsblinden nicht voll beschäftigt waren, so daß also Zeit zur Verfügung stand und keine erheblichen Unkosten durch die Aufnahme der Zivilblinden entstanden, führten wir auch Zivilkurse ein und nahmen auch sie mit in die Schule auf. So kam es, daß im Laufe der Jahre auch eine größere Anzahl Zivilblinder, besonders späterblindeter Männer und Frauen Glück und Zufriedenheit fanden.

Den Kriegsblinden gebührt hier der Dank der Zivilblinden, da sie der Anstoß zu der neuen Blindenbewegung waren, in der sie den Zivilblinden mit leuchtendem Beispiel vorangegangen sind."

Es wurden ausgebildet: Telephonisten, Masseure, Stuhlflechter, Tabakarbeiter, Landwirte, Aktenhefter, Fremdsprachenkorrespondenten, Stenotypisten, Land- und Fabrikarbeiter. Jeder Beruf, der neu erschlossen wurde, erforderte Ausprobieren, Verhandeln mit den Arbeitgebern und Behörden.

Betty Hirsch hat einen Arbeitsbericht einmal mit diesen Worten geschlossen, die auch hier stehen sollen:

„Meine Meinung ist: Die Blindheit ist kein absolutes Übel, sondern sie kann ein Wettlauf sein, ein Wettlauf, auf der einen Seite von Blinden mit großer Willensmacht ausgeführt und auf der anderen Seite ein Wettlauf von Sehenden, im Verständnis für den Blinden, und für ein Entwickeln des Vertrauens zu seinem Können. Ein Blinder, der die Gaben und die Kraft zu arbeiten hat und das Glück, seine Talente zu entfalten, hat dieselbe Pflicht, für sein Leben zu kämpfen wie ein Sehender; er sollte nicht nur für seine Rechte einstehen, sondern er sollte auch seine Pflicht erfüllen."



Dr. Otto Herwig

Tafel 4



Die ersten kanadischen Schneeschuhe, ebenso die ersten Skier, von Herwig in der Schweiz eingeführt, werden vom „Vreneli", einer Enkelin Dr. Herwigs, gezeigt

Dr. Otto Herwig, als Lungenleidender, Entdecker und Gründer Arosas als Kurort

Wenn im Flachlande die letzten Sommernachzügler heimkehren, dann versieht man in Arosa, dem Orte der Kur und des Sportes zugleich, die großen Sanatorien und die Sporthotels noch einmal mit dem letzten Schliff. Nun ist hier oben schon alles in silbriges, glitzerndes Weiß gehüllt, und die Hochflut der Fremdensaison setzt ein. Wer zum ersten Male die Märchenwelt der Gebirgsriesen aufsucht, ist erstaunt, hier vom weichsten, ja weichlichsten Komfort umhüllt zu werden.

Aber gehen wir zurück bis in die Zeit vor fünfzig Jahren, und suchen wir die Spuren dessen auf, der als kranker Arzt von Stuttgart hier heraufkam, und dem es vergönnt war, Erosen — wie es damals noch hieß — aus dem Dornröschenschlaf der Weltentrücktheit zu wecken. —

Hier zuerst das, was die alten Einwohner Erosens noch zu berichten wissen: Da lag, sieben Wegstunden immer steil bergauf von Chur entfernt, das winzige Graubündener Dörfchen Erosen. Dreiundsechzig Seelen wohnten zu Anfang der Achtziger Jahre hier, und die „Gemeindeschule" genannte Stube betreute einen einzigen Schüler, der in die Kunst des Schreibens und des Lesens Einblick nehmen sollte.

Über schmale Saumpfade — da, wo sich heute die Arosabahn spielend emporschlängelt —, zog man mit Herrn Peter Mattli im offenen Einspänner-Postwägelchen im langsamen Zuckeltrab über das romantische „Schänzli“ bis zur Endstation von Langwies.

Herr Peter Mattli war Postpferdehalter, Postillon und Kondukteur in einer Person, und der Fahrgast konnte auf den einzelnen Stationen an dem nicht gerade überwältigenden Postverkehr der Talschaft teilnehmen und dabei manches Wissenswerte über die Verhältnisse des Landes und der Leute mit anhören.

Von Langwies aus hörte dann auch der Postverkehr auf, der Reisende stärkte sich noch einmal bei der freundlichen Frau Mattli im „Hotel Strehla“ und dann hatte man die Wahl, entweder auf Schusters Rappen weiter zu pilgern, oder ein geduldiges Saumtier zu mieten. Die alten Aroser erzählen von einer ebenso umfangreichen wie wohlhabenden Dame, die sich einmal in der Sänfte herauftragen ließ. Sie hat die, unter ihrer gewichtigen Bürde oft verschnaufenden Männer, immer wieder schnell angefeuert: „Na, ich dächte, wir gingen jetzt weiter.“ — Diese Worte sind noch heute als geflügeltes Scherzwort unter den alten Arosern üblich, wenn etwas gar zu gemütlich vor sich geht. —

Auf diesem mühsamen Wege kam im Mai 1882 der junge lungenleidende Arzt Dr. med. Otto Herwig zu Fuß nach Arosa und blieb zum Erstaunen der Aroser als der erste Kurgast über Winter hier am Platze.

Dr. Otto Herwig stammte aus einer alten schwäbischen Dekans-Familie, sein Großvater nahm im Jahre 1821 am ägyptisch-türkischen Kriege teil.

Die ebenfalls lungenleidende Schwester Dr. Otto Herwigs, Marie — stark pietistisch gesinnt — trug durch ihr drängendes, vorwärtsstürmendes Temperament nicht zum kleinsten Teil dazu bei, daß der Bruder, nachdem er die klimatische Lage Arosas vorzüglich zur Liegekur fand, alles vorbereitete, was bald dazu führen könnte, auch anderen Kranken diesen Kuraufenthalt möglich zu machen.

Zuerst war es den alten Arosern sonderbar; daß ein Fremder, noch dazu ein Kranker, den Winter hier verbringen mochte, hatten sie noch nicht erlebt. Es war ihnen aber recht, denn es war kein Arzt hier, und wer schnell ärztliche Hilfe brauchte, konnte im günstigsten Falle zwölf Stunden nach Abgang des Boten einen Arzt dort oben haben, vorausgesetzt, daß der Arzt überhaupt mitkam, denn es kam oft genug vor, daß nach ausgiebigem Ausfragen der gute Doktor unten — wenn er nicht abkömmlich war — seine Diagnose „aus zweiter Hand" stellte, je nach dem Krankheitsbilde, das der Bote mehr oder minder treffend zu geben verstand.

Nun hatten die Aroser zugleich mit dem ersten Winterkurgast auch ihren ersten Arzt, dem — nebenbei bemerkt — die kantonalen Bestimmungen seine menschenfreundliche Hilfsbereitschaft in der ersten Zeit herzlich sauer machten, denn Dr. Herwig hatte seinen Doktorhut nicht in der Schweiz erworben, und es war damals Vorschrift, daß ein Arzt, der im Kanton Graubünden praktizieren wollte, seinen Doktor auf einer Schweizer Universität gemacht haben mußte.

Den Arosern kam das ein bißchen merkwürdig vor, was der Arzt alles tat! Er stellte Flaschen mit Wasser

in die heiße Sonne, und wenn sie bei der im Hochgebirge sehr intensiven Bestrahlung recht heiß waren, steckte er sie in sein Bett. So hatte er Wärmflaschen, die nichts kosteten, und außerdem brauchte er den Herd seines Gastgebers nicht in Anspruch zu nehmen.

Dann zog er wohl tagelang mit der Karte an allen besonnten Abhängen herum und zeichnete Luftströmungen in seine Karte, hing hie und da eine Schusterkugel auf, mit einer sinnreich auf Papier aufgezogenen Skala von Stunden. Die Sonne zeichnete dann, nach dem Gesetz des Brennpunktes, ihre gebräunte Bahn im Halbkreis auf das Papier, und so konnte die Dauer der Sonnenstunden an den bevorzugten oder benachteiligten Bergesabhängen monatelang verglichen, festgestellt und beim späteren Bau des Sanatoriums berücksichtigt werden.

Dr. Herwig waren im nahen Davos, wo er zuvor als Patient geweilt hatte, die Mittel zur Kur immer knapper geworden; nun hatte er so neben seiner tätigen Forscherarbeit allmählich die volle Gesundheit wiedererlangt.

Es lag nahe, nun auch andere Kranke, die mit wenig Mitteln zu rechnen hatten, unter vorerst einfachsten Verhältnissen hier aufzunehmen. Und bedachtsam, immer aufs sparsamste rechnend, ging Otto Herwig an die Erstellung des ersten Holzhäuschens.

Es wurde ein Holzhäuslein in Chur gebaut und wieder auseinandergenommen, und dann Balken für Balken vom Saumtier auf dem Rücken und auch auf der zweirädrigen „Caretta“ die schmalen, holprigen Saumpfade heraufgeschafft.

Der Arzt war an diesem, wie auch an seinen späteren Erweiterungsbauten immer stark tätig. Was um so höher anzuschlagen war, als die Erkrankung schon bedenkliche Blutverluste gezeitigt hatte.

Ein schmerzliches Erlebnis, auf persönlichstem Gebiete forderte ebenfalls die unfehlbare Arznei Arbeit! Er war Bauherr, Wasserträger, Maler, Gärtner und Arzt, alles in einer Person!

Die tiefverschneiten Pfade waren sehr unwegsam, deshalb ließ sich Doktor Herwig als ein Vorläufer auf dem Gebiete des Wintersportes aus Norwegen die ersten Skier kommen; sie sind heute noch als Sehens- und Denkwürdigkeit im Berner Historischen Museum aufbewahrt.

Hatten die Skier der schnelleren Fortbewegung gedient, so mußte für die kürzeren, ebenfalls ganz ungebahnten Wege etwas herbeigezogen werden, was das Einsinken in die dicke Schneeschicht vermied. Otto Herwig ließ sich die in den achtziger Jahren in der Schweiz und in Deutschland ebenfalls noch unbekannten kanadischen Schneeschuhe schicken. Mit diesen, wie langgezogene Tennisschläger aussehenden Vorrichtungen war das Fortkommen bequemer.

Wenn man im einzelnen hört, wie gänzlich unerschlossen Arosa damals noch war, erscheint Dr. Herwig als ein wahrer „Robinson der Berge".

Rastlos und überzeugt von der Zukunft Arosas als Kurort, errang sich der junge Arzt dort nach und nach Heim, Wirkungskreis und Vertrauen weiter Kreise.

Das Wasser trug der Arzt seiner mutig mitringenden Frau aus einer ziemlich entfernten Quelle zu, wenn

die Hausquelle im Winter eingefroren war. Mehr als einmal schwabbte das eisige Naß bei einem Fehltritt oder im Ausgleiten über den Rand der Butte ins Genick des Trägers.

In einem Briefe, den Herwig über sein Leben der ersten Zeit in Arosa schreibt, sagt er: „Ich habe immer genügend im Freien zu tun, bis das Brennholz herbeigeschafft, gesägt, gespalten ist, Hühner gefüttert, Pflanzen besorgt sind usw. Die Wasserleitung macht auch immer noch zu schaffen. Vor einigen Tagen haben wir Beide bis Mitternacht im Keller ein tiefes Loch gegraben, um das Wasser versiegen zu lassen, da es in der Küche die Röhren zersprengt und alles überschwemmt hat, und so habe ich — wie im vorigen Winter — die Annehmlichkeit, das ganze Wasser etwa bis zum Mai auf dem Rücken von einem ziemlich weit entfernten Brunnen hierher zu tragen. Wenn mehr Schnee wäre, könnte ich wenigstens immer ein Faß voll auf einem selbstgemachten Schlitten heraufziehen. Wer hier oben lebt, dem ist gegen Langeweile kräftigst gesorgt. Zudem habe ich noch einen Eßtisch, ein Büfett und beliebig viele Türen und Wände zu bemalen, im Frühjahr den Backofen umzuändern, eine Räucherkammer zu machen und vielleicht noch einen Ofen zu bauen, außer unendlichen Gartenarbeiten; denn — wie Dir vielleicht M. erzählt hat — besteht mein Garten bis jetzt fast nur aus großen und kleinen Steinen; Erde muß auch erst noch herbeigeschafft werden ...“

Es sprach sich unter den Bekannten in der Ferne bald herum, daß Arosa diese heilsame Lage hatte, und daß Herwig baute, und so stürmte man ihm, ehe es

nur ganz fertig war, nach dem Versuch mit dem ersten kleinen Häuslein, das er nach zwei Jahren — schon 1884 — baute, das zweite nun schon größere Haus, das vom Jahre 1888 an zur Aufnahme einer ausgedehnteren Anzahl Kranker dienen sollte.

Der mit jedem Jahr zunehmende Zustrom fremder Gäste ließ eine Pension nach der anderen entstehen, die „Villa Herwig“ — diesen Namen hat das heute recht stattliche Anwesen seit seinem Bestehen beibehalten — wurde mehrmals um- und neugebaut.

Wenn man heute durch das neben dem Sanatorium Herwig liegende Privathaus „Friesia“ geht, dann überkommt den Besucher eine große Hochachtung vor der Tatkraft und vielseitigen Begabung dieses Arztes, der 1926 — mitten in der Arbeit stehend — starb. Malereien poetisch versponnener Märchenbilder, Gebirgslandschaften, eigene Kompositionen seines Lieblingsdichters Goethe, die gelegentlich aufgeführt wurden, Stein- und Pflanzen-Sammlungen, jahrelang durchgeführte meteorologisch-medizinische Beobachtungen; neben den hohen Bücherborten, die zum Biegen gefüllt sind, die fortschrittlichsten Instrumente seiner ärztlichen Kunst, und in Bündener Art bunt bemalte Schränke — das alles hatte Platz in diesem Arbeitszimmer, und daneben hängt die Geige, die einst im musikalischen Quartett der Familie Herwig vom Vater, heute vom Sohn, zum Singen gebracht wurde. Wie um eine heimelige, schützende Warte haben sich zahlreiche Pensionen, Heilstätten und Hotels um diese vornehme erste Stätte des Heilens und Herbergens herum geschart.

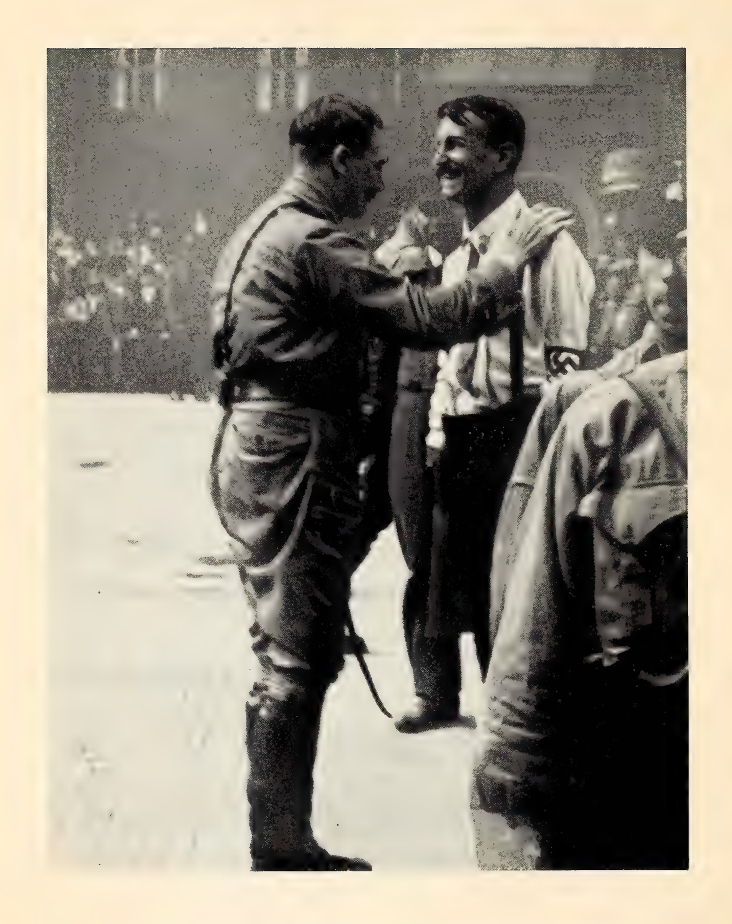
Hier ist aus der mutvollen Zuversicht eines einzelnen kranken Menschen etwas herangewachsen, was heute jährlich Tausenden von Menschen, die Genesung und Erholung suchen, zugute kommt.

In den sechs Kindern Dr. Herwigs, die alle mit Ausnahme eines verstorbenen, im künstlerischen Arbeiten und in Dienste an Kranken und der Familie stehen — der einzige Sohn hat die Leitung des Sanatoriums inne — lebt, wie auch in der aufrechten, vornehmen Bündnerin Margarethe Herwig, der Witwe des Begründers, etwas von dem Geiste des Vaters fort. Am Urnengrab am Aroser Bergkirchlein am Fuße einer naturhaft belassenen großen Platte aus Bündnergestein steht eingemeißelt ein Wort von einem Heroen des Willens: Beethoven, als Schlußstein und Samenkorn zugleich aus einem früchtereichen Leben:
„Nur durch beharrliches Wirken mit den verliehenen Kräften verehrt das Geschöpf den Schöpfer und Erhalter der unendlichen Natur!“ sowie aus dem Johannes-Evangelium: „Ich lebe und Ihr sollt auch leben!“ Joh. 14,19.



Rudolf Jungmayr, mit seinen beiden Hunden

Tafel 6



Adolf Hitler im Gespräch mit Rudolf Jungmayr

Rudolf Jungmayr
Gipsformer, der im Kriege Augen und Arme verlor, ein begeisterter Nationalsozialist

Durch Rudolf Jungmayrs Bekanntschaft bin ich plötzlich vor eine große Rätselfrage gestellt worden. Im Verlauf dieser Arbeiten hatte ich mit Körperbehinderten jeder Art zu tun, die sich mit Mut und Gelassenheit den unabänderlichen Tatsachen fügten und ihrem Geschick die denkbar positivsten Seiten abzugewinnen verstanden. —

Bisher hatte ich mich immer nur mit den sich unmittelbar darbietenden Erscheinungen auseinandergesetzt und war den Wogen der Politik ferne geblieben; aber hier stand ich vor einer Persönlichkeit, die als tätiger Parteimensch über das eigene außerordentliche harte Mißgeschick hinauswuchs und das Leben und Wirken für die Ziele und Ausbreitung der Partei, der er aus tiefster Bejahung angehört: für den Nationalsozialismus, obenansetzte.

Ich habe Rudolf Jungmayr in seinem Münchner Heim besucht und bin mehrfach bei ihm und seiner Frau zu vertrauter Unterhaltung gewesen.

Das äußere Bild: Ein Bildhauer, dem seine schwere Verwundung beide Arme oberhalb der Ellbogen wegnahm, ohne Augen; somit der unentbehrlichsten Werkzeuge des Plastikers beraubt! Und doch, wer hätte erst

Zeit gefunden, bei der Heiterkeit und Frische und bei dem kräftigen Humor Rudolf Jungmayrs überhaupt nur eine Minute einem Gefühl von lähmendem Mitleid Raum zu geben! Ich muß — und Rudolf Jungmayr wird mir das verzeihen — ein bißchen aus der Schule plaudern, um begreiflich zu machen, wie stark mein Erstaunen war, als ich nachher die politischen Ansichten Jungmayrs hörte. —

Es war noch verhältnismäßig früh am Tage, als ich meinen ersten Besuch machte und diesen Lebenskämpfer gerade fand, wie er noch beim Waschen und Zähneputzen war; seine Frau half ihm dabei. Mein guter Geist sagte mir, daß ich zuerst mit einigen offenen Worten von meinem eigenen Körperschaden und dem Zweck meiner Arbeit sprechen müsse, da der Blinde ja nicht sehen konnte, daß wir schicksalsverbunden sind. Vielleicht gab gerade diese Tatsache ihm sofort die Möglichkeit, unbefangen weiterzumachen, als sei meine Anwesenheit selbstverständlich. In ruhiger Gewohnheit wurde die Zahnbürste an dem rechten Armstumpf an einer Klammer angebracht und dann trat sie in energische Tätigkeit; Frau Jungmayr reichte in kurzen Abständen das Mundwasser und Zahnpasta. Nun noch Abtrocknen, dann noch Kämmen, und das Frühstück begann. Die beiden treuen Hunde, Leni und Dolli setzten sich aufmerksam und gravitätisch neben ihren Herrn, der ihnen ab und zu von seinem Morgenbrot mit großer Geschicklichkeit mit den Lippen gab. Die Brotstücke, die Kaffeetasse, alles wurde allein von dem Kriegsverletzten mit den Lippen genommen, ohne daß ihm jemand half. „Ich esse am liebsten allein, dann

bin ich am sichersten, wenn ich nicht warten muß, bis mir eine fremde Hand Tasse oder Löffel zum Munde führt."

Da mein neuer Freund bei seiner Verwundung auch im Gehör beschädigt wurde, unterhielten wir uns beide in lauten kräftigen Tönen. Nun war die Morgenmahlzeit beendet; die beiden Hunde ziehen sich zu ihren Lagerstätten zurück, nachdem sie sich vergewissert haben, daß ihr Herr keiner Gefahr ausgesetzt ist.

Ein sinnreich selbst angefertigter Zigarettenhalter wird am Oberarmstumpf angeklemmt und nun kommt der gemütliche Teil der Unterhaltung, der freilich durch meine erstaunte Frage: „wie k a n n man nur mit so schweren Kriegsbeschädigungen Nationalsozialist sein?" recht bald für mich zu einer ernsten Lehrstunde über ein, von mir bis dahin immer scheu gemiedenes „gefährliches" Gebiet führte.

Von den besonderen menschlichen Erlebnissen in dieser dunklen neuen Welt ausgehend, entwarf mir der Bildhauer ohne Arme ein Weltbild, das klar, stark und zukunftsverheißend war. Bei der Gegenwart beginnend, in die Vergangenheit zurückgreifend — und vorwärts, zur Zukunft weisend, wurden mir diese Gespräche eine wunderbare Plastik, eine Formgebung des Bildhauers, der auf das Ausdrucksmittel der formenden Hand und des sehenden Auges verzichten mußte. Einfach und schlicht, mit humorgewürzten Seitenhieben begann er: „Wissen Sie, liebe Frau, auch als Blinder habe ich ja ein besonders feines Gefühl dafür, wenn es plumpe Neugier ist, die mich auf der Straße oder im Gasthof auszufragen sucht oder stumm anstarrt. Ge=

wiß, das fühle ich, und ich will Ihnen ein vielleicht nicht schönes, mich aber immerhin ungemein heiter stimmendes und befriedigendes Hilfsmittel verraten, wie ich mir die lästigen „Teilnehmenden“ schnell vom Halse schaffe.

Wenn ich so auf einem weiten Wege einmal nicht die Möglichkeit habe, zu Hause zu essen, oder wenn ich auf Reisen bin, passiert es mir, daß bald ein kleiner Zuschauerkreis mir den Bissen oder den Löffel zum Munde verfolgt, da sie genau sehen möchten, wie ich den Löffel, der durch seine seitliche Biegung, und in der Art, wie er am Armstumpf in die Klammer gesteckt wird, auffallen mag, ohne Verschütten der Speisen nehme. Wie gesagt, ich spüre das, ohne es zu sehen, und es erfüllt mich immer mit heiterer Genugtuung, wenn ich plötzlich am Geräusch wahrnehme, wie man mich endlich in Ruhe läßt, nachdem ich sehr deutlich erklärt habe: „Wer zuschauen will, muß bezahlen.“ Noch lästiger sind die grausam-mitleidigen Frager: „Ach, Sie armer, armer Mann, was ist Ihnen da bloß passiert?“ Ich stelle sie meist mit einem Satz zufrieden und der heißt: „Vom Haferl bin ich runtergefallen.“

Aber nun zur Sache. Sie haben gewiß ein sehr berechtigtes Interesse, mich nach den näheren Umständen meines jetzigen Zustandes zu fragen. Am 28. Februar 1896 bin ich in München geboren, im Herbst 1915 bin ich beim K. und K. Infanterieregiment Nr. 14 eingerückt. Viermal bin ich verwundet worden, die vierte Verwundung geschah am 5. September 1918 und beraubte mich meiner Arme und des Augenlichtes.

Eine Munitionskiste, die ich in den Händen trug, explodierte plötzlich aus ungeklärten Gründen, und ich fand mich erst im Lazarett wieder. Etwa vier Wochen lang lag ich schon dick verbunden im Lazarett in Wien, ehe ich aus dem Gespräch von Kameraden entnahm, daß mein Augenlicht verloren sei. Wohl hatte ich schon aus dem merkwürdigen Gefühl an meinen Oberarmen geschlossen, daß meine Hände und Unterarme fort sein mußten; daß aber die Dunkelheit vor den Augen nicht nur in den dicken Augenverbänden seine Ursache hatte, hörte ich — wie gesagt — erst aus dem Gespräch von Kameraden, die mich wohl schlafend vermutet hatten. Ein Schreck durchzuckte mich: Nicht nur Hände und Arme, auch das Augenlicht eingebüßt? Zu ewiger Nacht verurteilt? Lange lag ich so grübelnd da. Es waren schwere Tage und Nächte, und es war für einige Wochen mit meiner sprichwörtlich bekannten Heiterkeit vorbei. Aber länger als vier Wochen hat dieses innere Abfinden nicht gedauert. Zu ändern war das nun nicht mehr und tatenlos konnte ich nicht lange sein; es galt, mich mit den gänzlich umgestellten Verhältnissen vertraut zu machen, die Welt, in der ich nun lebte, wollte erobert sein. In einem Zeitraum von etwa drei Monaten waren meine Wunden verheilt, und ich hatte viel zu tun, um manchen meiner niedergedrückten Kameraden aufzuheitern. Nach meiner Ausheilung kam ich ins orthopädische Lazarett in Wien, um mit dem Gebrauch und dem Tragen von Ersatzstücken vertraut zu werden. Es war mir ein Bedürfnis, bald allein essen zu können, denn es schmeckte mir einfach nicht, wenn ich gefüt-

tert wurde. Und ich war bald — in etwa zwei Wochen — so weit, das zu können. Die künstlichen Unterarme und Hände aber störten mich. Mit den Klammern, die mir Löffel, Zahnbürste oder Zigarette direkt am Oberarm mundgerecht festhalten, bin ich zufriedener, als wenn ich vollständige Ersatzstücke benütze. — Der lange biegsame Rohrstock, den ich so an Stelle eines Spazierstockes benütze, ist mir am dienlichsten beim Gehen; er bewahrt mich vor dem harten Aufprallen des unelastischen Stockes und vermeidet die unangenehme Erschütterung in meinem Arm.“ —

Hier kam eine geschäftliche Unterbrechung in unsere Unterhaltung. Ein Parteigenosse kam mit seinem Jungen, um Abzeichen und Hakenkreuznadeln zu kaufen. Während die Männer sachkundig zwischen Hoheitszeichen und Kokarden wählten, stellte ich an Luise Jungmayr, die frohsinnige Gefährtin, Fragen, die von mir als Frau zur Frau nur zu verständlich sind: „Sie waren gewiß recht erschrocken, als Sie Ihren Mann so wieder bekamen?“

„Wieder bekam?“ Nein, ich lernte Rudi so, wie er ist, kennen und lieb gewinnen! — Stiller wurde es in mir — o du mütterliche Frau du, selbstgewählt also diese Lebenskameradschaft! Die selten schweren blonden Flechten, die sich um Luise Jungmayrs Kopf legen, schienen mir wie ein Krönchen in dieser Stimmung. — Sie wehrte bescheiden ab: „Durch ihn bin ich erst frohsinnig und heiter geworden. Ich war früher ein schwermütiges Mädchen, ehe ich ihn kennen lernte. Nun hat mein Leben Inhalt und Aufgabe — es ist ein gutes Gefühl, dem Anderen etwas sein zu dürfen.“

Ein frisches „Heil!“ und wieder „Heil!“ zur Antwort klang aus dem Vordergrunde des Raumes, die Männer verabschiedeten sich — der Kauf war beendet, und wir konnten uns nun wieder weiter unterhalten. — „Dieser Verkauf und der kleine Buchhandel geben mir die Möglichkeit, in bescheidenen Grenzen auch mitunter anderen zu helfen.“

„Es gibt Menschen, die sich wohl über unsere Parteiaufgaben unterrichten würden, aber sie haben noch nicht das Interesse, Geld auszugeben für Bücher und Schriften, die sie unterrichten könnten. Hier verschenke ich dann gerne Aufklärungsstoff, um der Partei zu dienen.“

„Entschuldigen Sie, ich muß immer wieder wahrnehmen, daß Sie gerade dieser Partei, die den Krieg zu lieben scheint, Ihr ganzes Herz geschenkt haben; ist das nicht ein krasser Widerspruch? Ich dächte, jeder Mensch, der seine schweren Wundmale aus dem Kriege heimtrug, müßte nun unbedingt gerade den Nationalsozialismus fliehen?“ —

Da mußte ich etwas sehr Naives, etwas sehr Rückständiges gesagt haben — ein erstauntes, fast mitleidiges Lächeln ging über des Schwerverletzten Züge. — Da lebt nun eine Frau in der Welt mit voller Wahrnehmungsfähigkeit beschenkt, und ist so wenig unterrichtet über eine so gewaltige Bewegung? Das stand in dem äußerst ausdrucksvollen Lächeln meines Gegenüber geschrieben.

„Wir wollen keinen Krieg. Aber weil wir ihn und seinen Schrecken kennen, verurteilen wir jeden Pazifismus, der undeutsch ist; denn das ganze Leben *ist*

ein Kampf, und Völker, die nicht zugrunde gehen wollen, müssen stets darauf bedacht sein, die Nation wehrhaft zu erhalten. Ein altes Sprichwort heißt: „Wer wehrlos, ist ehrlos!“ Das haben wir am eigenen Leibe verspürt, so wurde ich Nationalsozialist, da auch ich nicht länger zugeben will, wie mein armes Deutschland so zerrissen weiterhin leidet.“

„Wir haben von 1918 bis heute eine Kette von Erniedrigungen durchmachen müssen, man nahm uns unsere Ehre und machte uns zu einem Sklavenvolk der internationalen Börsengauner und die innere Zerrissenheit wurde durch die jeweiligen Machthaber noch gefördert. Ja alle Parteien von Rechts nach Links bekämpfen den Mann, der das deutsche Volk zu einigen versucht und überall seine warnende Stimme erhebt. Er war es, der uns den Glauben an unser Deutschtum und das Rassenbewußtsein wieder gab, der uns die Liebe zur Heimat und zum Vaterlande, die jeder im Herzen trug, zur Flamme entzündet hat.

Er schmolz die Arbeiter, Bauern und Bürger zu einer einzigen Volksbewegung zusammen, überbrückte alle Gegensätze der Klassen und legte so in Millionen von Volksgenossen den Glauben an eine bessere Zukunft.

Es nutzte nichts, daß man versuchte, uns totzuschweigen, zu verlachen und mit allen Machtmitteln zu unterdrücken. Der unbeugsame, unbestechliche Wille Adolf Hitlers und seiner Getreuen brach sich Bahn; wie alles Echte, Wahre durchdringen muß, und wir wurden zur größten Volksbewegung, die die Welt je gesehen.

So kämpfen wir, unerschrocken für unser Volk, denn „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen!“

Stumm hatte ich dem Manne zugehört; nicht nur Worte, die ein Gespräch modellierten, waren da in mein Ohr gefallen, tiefer drangen sie in meine Seele und formten da weiter! Wie fest und sicher stand mein Weltbild bisher vor mir: Überparteiisch, unpolitisch, Frieden und Freiheit die Parole, die mich zufriedenstellte. Und hier in Jungmayr ein Mensch, dem nach unseren Alltagsbegriffen das Recht zugestanden werden mußte, sich abseits aller Kämpfe des politischen Lebens zu halten, dem war es vorbehalten, mit seiner im Feuer erglühten Liebe zu Deutschland den Funken der Unruhe und der inneren Verpflichtung zur Entschiedenheit in mir zu wecken.

Am Tage zuvor, ehe ich Jungmayr kennenlernte, war ich ins Braune Haus gegangen und hatte, ganz von meinem begrenzten Interessenkreise ausgehend, dem Leiter der Nachrichtenausgabe drei Fragen vorgelegt, die mir Fragen an Adolf Hitlers Leute waren: „Wie stehen Sie als Partei zur Mitarbeit der Frau im Staate? Wir hören draußen, daß die Frau im dritten Reich nichts zu sagen hat."

Der Gefragte gab mir die im Braunen Hause von Elsbeth Zander redigierte „N.S.-Frauen-Warte" in die Hand; sie verrät wirklich nichts von einer Unterdrükkung der Frau.

Ich fragte weiter: „Wir hören ferner, daß im Dritten Reich Körperbehinderte schweren Grades nach Adolf Hitler erbarmungslos dem Verkommen und Vernichten preisgegeben werden sollen. Ich vertrete einen großen Kreis schwerster Körperbehinderter, was sagen Sie zu dieser Frage?"

Auch hier genügte mir die Antwort: „Die wirklichkeitsfremden Theorien eines der Partei niemals angehörenden Utopisten, sind von Gegnern der N.S.D.A.P. angehängt worden. Wohl vertritt die Partei im Wiederaufbau bewußt eine reine Rassenpflege, indem sie kranken und physisch untauglichen Menschen durch Sterilisation die Verantwortung und damit dem Staate die Sorge für gesundheitlich unvollkommenen Nachwuchs abzunehmen rät.

Meine dritte Frage: „Warum werden die spärlichen Renten der Kriegsopfer und Sozialrentner noch mehr gekürzt, seit die Hitlerpartei stark geworden ist?" — Auch diese Frage wurde mir prompt beantwortet, indem mir der Gewährsmann aus dem Braunen Hause die sehr energischen Proteste der Partei vom 21. Juni 1932 gegen dieses Vorgehen schwarz auf weiß in Form der eigenen Partei-Presse-Korrespondenzen mitgab. — —

Das also war das vielberüchtigte Braune Haus in der Nähe besehen? So bekam ich Auskunft auf alle meine Fragen! — Es war eine recht nachdenkliche Heimkehr in mein Gasthaus, in dem mir der seines rechten Armes beraubte Pförtner geraten hatte, doch ja, wenn ich schon in München sei, mich um die nationalsozialistische Bewegung zu kümmern. —

Am vorletzten Abend war ich in einer Familie zu Gaste, die den einzigen Sohn im Felde verloren hatte und die unbeirrt mit Gut und Blut für den Nationalsozialismus eintrat. — Der letzte Mensch, der mir in München wenige Stunden vor meiner Abfahrt noch die Hand reichte, war der Verfasser eines bekannten, in mehreren Auflagen verbreiteten Kriegsbuchs. Sein

rechter Arm war im Krieg schwer verwundet — ein Fuß abgeschossen — in der Seele und mit der Tat ein entschiedener Nationalsozialist!

So entstand mein letztes Bild in dieser Reihe mutvoller Körperbehinderter unter dem Zeichen der Bewegung, auf die Hunderttausende fragender Herzen warteten.

Es war am Abend des 30. Juni, am nächsten Sonntag wird Adolf Hitler vor 30 000 Menschen im großen Zelt sprechen. Durch die Straßen marschierten stramm und zukunftstragend Braunhemden: „Heil Hitler" riefen sie sich grüßend zu. — „Heil Menschen" klang es in meiner Seele wider. —

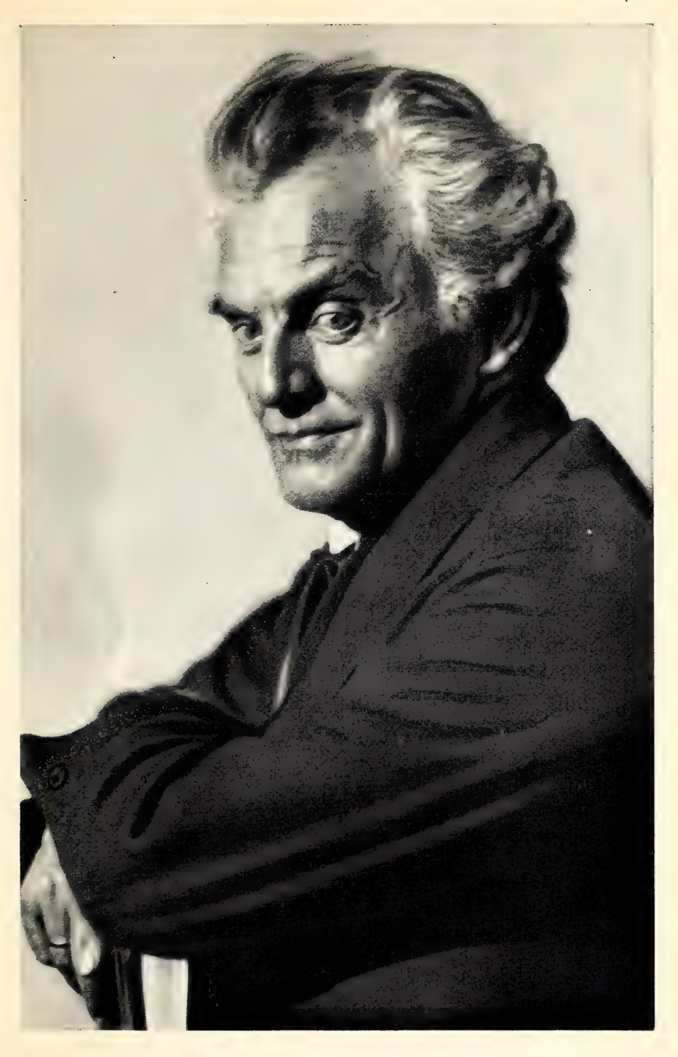
Fritz Müller-Partenkirchen

Der Humorist mit den schwerbeschädigten Füßen

Jahrelang hatten wir schon die erfrischenden Kurzgeschichten dieses Humoristen beachtet und belacht, hatten uns Rätsel aufgegeben: Wie sieht der Mann aus, der sowas schreibt? Der mit schalkhaftem Humor den „Ersten Lehrtag" wiedergibt, der das Kaufmannsdeutsch geißelt, und der in einer seiner Kaufmannsgeschichten bis ins Feinste hinein die Abstufungen Hochachtungsvoll — Achtungsvoll — abwägt.

Dann kam da so eine ulkige Geschichte vom „Überschwupper". Kein Mensch wollte so dumm sein und nicht wissen, was ein Überschwupper ist, und jeder, — vom Empfangschef des Warenhauses an, bis zum geschmeidigen Verkäufer — glitt mit einer Verlegenheitsgeste über den Überschwupper hinweg, der Humorist aber lachte sich eins ins Fäustchen, denn nur einige Einkäufe, und das ganze Haus wußte „natürlich" und „Schon längst" und „selbstverständlich", daß ein Überschwupper ein Ding ist, das man „zu Deutsch" — Pullover nennt! —

Nun mußte man doch endlich hinter die Persönlichkeit des Humoristen kommen; der Ruf in die Ferne wurde gehört und eine launige Antwort kam. — Man dachte noch manchmal über den glücklichen Menschen dort im Bayrischen nach, wenigstens gab es doch noch



Fritz Müller-Partenkirchen



Leute, die nicht von der Zeiten Not berührt wurden, denen das Schicksal die beglückende Isolierschicht schenkte, hinter der man so prächtig unbeschwert arbeiten kann!

Da erschien das unschätzbare Quellenbuch von Hans Würtz: „Zerbrecht die Krücken“ und man las unter dem „Verzeichnis bekannter Krüppel: Müller-Partenkirchen, Beinkrüppel, geboren 1875.“

Fritz Müller-Partenkirchen, der springlebendige Humorist, der, wenns an Schreibpapier gebricht, launig rät, die Ecke eines Marmortisches zu nehmen! „Unser“ Humorist Beinkrüppel? Mit der Freiheit der Geister und dem unsichtbaren Passierschein, den wir Schicksalsgenossen untereinander haben, war schnell erneut eine Brücke zu Fritz Müller geschlagen: Möchten Sie uns für diese kleine Zusammenstellung von Schicksalsträgern etwas erzählen? Bitte, es ist keine Sensationsfreude, kein Liebäugeln mit sozialen Problemen — die Arbeit soll mitten heraus kommen!

Und Fritz Müller-Partenkirchen wollte, — er ist nach dem Erscheinen des Buches von Hans Würtz unser jüngstes Geschenk — und nun lassen wir ihn selbst reden, zuerst autobiographisch, dann künstlerisch. — Wohl selten paßt Wilhelm Buschs Definition des Humors so gut auf einen Menschen wie auf Fritz Müller-Partenkirchen:

„Humor ist, wenn man trotzdem lacht!“

Als ich Fritz Müller-Partenkirchen über seine Körperverletzung befragte, schrieb er über sich selbst:

„Der linke Fuß ist durch eine schlecht ausgeheilte Kinderlähmung gelähmt, der rechte wurde bei einem Un-

fall von der Trambahn abgeschnitten, ich gehe an zwei Stöcken, mein Aktionsradius beträgt 100 Meter. Meine Höchstleistung im Schrifttum glaube ich nach dem Unglück vollbracht zu haben oder noch zu vollbringen. Mein Buch „Der Dreizehnte" ist eine aufrechte Huldigung für das Genie des Mannes, der meinen Füßen half — der Orthopäde Hessing. Es ist kein „Roman", sondern eine authentische Darstellung jenes Lebens." —

Nach kurzem Briefwechsel und einem Telephongespräch anläßlich eines Besuches in München wurde es Wahrheit — und Hundham bei Miesbach, der Wohnort Fritz Müllers war das Ziel meines Besuches.

Mit den ersten Spitzhüten, welche in Miesbach auftauchten, und mit den bemalten Häusern erwachte die Hochgebirgsstimmung. Immer höher kletterte das Postauto die geschwungene Straße empor bis nach Hundham. Dieser Ort ist so weltvergessen, daß in München der Beamte am Fahrkartenschalter nicht mal den Namen kannte, und auch nur sehr schwer im Telephonbuch Auskunft zu finden war. Indessen, es leben Menschen dort, die der Welt bekannt sind, — Fritz Müller-Partenkirchen lebt dort — also muß man auch hinkommen! — Zigeunerbraune Kinder, die in der Anrede nur das ländliche „Du" kennen, führten mich zu dem Gesuchten.

Ein zweiter „Wieland, der Schmied" lebt er hier oben im Angesicht der klaren Schlierseerberge, doch es ist ein lichtvoller Wieland, einer, der den Schmerz unter feinem gemütvollen Lächeln zu Schwingen schmiedet!

Fritz Müller, der es durch seine Beinbehinderung nicht mehr so leicht hat, in die Welt zu gehen, macht die Sache umgekehrt: er läßt die Welt zu sich kommen. Künstler sind in diesem hochgeistigen Kreise schnell aufgenommen und heimisch. — Rundgespräche nach Tisch in diesem Hause sind ein anregender seltener Gewinn, und alles klingt in der Fritz Müller eigenen Note des feinen — wenns sein muß — ein wenig geißelnden Humors. Wenns zu „gelahrt" wird, stellt er fest, daß „grausam gscheit daher gredt wird" und lachend findet man sich wieder zurück zum — Holunderwein, ein erfrischend prickelnder Trunk, den wohl nur die Frau dieses Hauses so zu bereiten versteht.

Dem Alltag entrückt! — Das ist man absolut, wenn Hundham uns aufgenommen hat. —

Im Gig fuhr ich — neben dem Schriftsteller sitzend — durch Wald und Wiesenpfade. Ein Maultier zieht das Gefährt; es ist eine Kreuzung von Esel und Pferd, er trabt munter durch die Gegend. Ab und zu halten wir an — Fritz Müller ist hier oben nicht nur der schöpferische Mann der Feder, sondern es sind doch recht verschiedenartige Anliegen, die die Bauern — die mit Fritz Müller im Dialekt und auf „Du" und „Du" reden — an ihn heranbringen. Eine Bäuerin fragt, wann sie wieder Kupons abschneiden müsse, eine andere Frau möchts in die Zeitung eingesetzt haben, daß sie Pensionsgäste sucht — — der Weg zum „Einsetzen" wäre so umständlich, wenn es nicht der hilfsbereite Fritz Müller machte!

Irgendwo auf einer Aussichtsplatte genießen wir eine „Muich", dazu den Ausblick über Rosenheim und

das ganze anmutige Tal, — dort drüben lugt das Haus des verstorbenen Malers Leibl aus dem Tann' — und dort sind noch Überreste aus der Römerzeit, — ein Telegraphenzeiger, der in anderthalb Tagen eine Nachricht von Rom hierher brachte.

Heute kanns zwei Tage dauern, nein, es hat zwei Tage gedauert, bis ein Telegramm von Rom hierher kam — die Alten machten das schneller als wir übertechnisierten Menschen!

Nun zurück in das bäuerlich gehaltene Dichterheim — das Funkgerät wird eingestellt, der Nachrichtendienst gehört und dann des alltagentrückten Erlebens Krönung: Nun alle elektrischen Lampen gelöscht, Wachskerzen in silbernen Leuchtern angezündet, ein feines Stilleben von Alpenrosen, Teetassen und silbernen Schalen, wir rücken nahe an den Dichter heran, und er liest auf allgemeines Bitten aus seinen Werken vor! — —

Die Erzählung neigt sich dem Ende zu, jeden einzelnen Hörer möchte ich bittend und beschwörend anschauen: „Bitte, rede nichts, wenns aus ist! Sage ja nicht, daß es wunderbar und fein und interessant sei — lasse es in Dir verklingen!“

Aber sie fühlten alle gleich — man sah noch verträumt in die zuckenden Kerzen — Mitternacht war schon überschritten: Gute Nacht, Gute Nacht! Man stieg leise und vorsichtig über die hölzernen Treppen des Bauernhauses — ich wagte kein Licht mehr zu machen, denn am Nachmittag hatte ein Schwalbenpaar im Balkenwerk meines Gastzimmers eifrig zum Nestbau zusammengetragen. —

Am Morgen weckten mich diese zwitschernden glück-

verheißenden Schlafkameraden — ich konnte die Wirklichkeit des Geschehens kaum erfassen. —

Und dann ging wiederum die Sonne auf über einem blauenden, strahlenden Tage in Hundham. Die Morgenstunden sind vom schnell klappernden Takte der Schreibmaschine erfüllt.

Nach Tisch schenkt der Dichter uns noch einige Stunden Fahrt zwischen Wiesen und Tälern. Wo wir vorüberkommen, grüßen die Einwohner vertraut — ein alter blinder Mann kennt schon am Ton des Gefährtes, wer hier naht, und wir halten und hören ein Stückchen von seinem Ergehen.

Es werden schon viele Gäste des Dichters mit ihm durch die Gegend gefahren sein, höhere und gescheitere, aber doch und doch freut mich mein Schicksalsklapps in dieser Stunde wieder von Neuem, weil die Arbeit, die mich hierherführte, und das Stückchen Leidensgenossenschaft, das uns verbindet, einen beruhigenden, versöhnenden Gleichklang der Gemüter in diesem Zusammentreffen schenkte. —

Man sprach von den Schwierigkeiten des Berufslebens; ja — doch, was der Schluß, das Endergebnis unserer Gespräche war, das klang in den Worten aus: „Das Leben wird dennoch und trotz allem von Jahr zu Jahr schöner.“ Dieses Wort konnten wir beide bekräftigen. Ich bringe nun zunächst die kurze Selbstbiographie Fritz Müllers und dann aus seinem letzten Band „Schön ist es auf der Welt“ die Kurzgeschichte „Blind?“

*

„Ich bin ein Münchner. In den Krach der Gründungszeit hineingeboren.

Die Gründungszeit verflog. Die Kräche blieben.

Nächster Krach: Der Vater, Spediteur in München, büßte all sein Hab und Gut ein.

Er stammte aus der Rheinpfalz. Seine Ahnen waren Lehrer, lauter Lehrer.

Mutters Ahnenreihe weist nach Korsika. Hießen weiblich allesamt Hortensia, männlich Napoleone. Unausrottbar ein Gerede, daß ein Vorfahr in den Straßen von Ajaccio mit dem kleinen Bonaparte Marmorkugeln spielte, Schussern heißen sies in München.

Diesem Südlandseinschlag ist es wohl zu danken, daß die Mutter schon mit sechzehn Jahren Braut war. Deutsch gesehen, auch ein Krach.

Nach dem Tod des Vaters war es mit Studieren Essig. Handelsschule, Lehre, rasch verdienen hieß die Losung. Ich empfands als Krach, natürlich. Einen, der auch Segen brachte, weiß ich heute. Mehr noch weiß ich: Daß fast alle Kräche sich als segensvoll erweisen. Freilich muß mans auch erleben.

Mit 38 Jahren fing ich an zu schreiben. Daß dies kein Ende allen Krachs bedeutet, weiß man. Nur daß die Kräche jetzt ins Innere verlegt erschienen. Wenn ich sie zusammenfasse, hören sie sich an wie Viertaktexplosionsmotore. Immerhin, Motore bringen einen weiter.

Meine Feder pflegt vor allem Kurzgeschichten. Auch Romane sucht sie darin aufzuteilen: Ich empfinde Leben als ein Blitzen, nicht als Strickstrumpf. Dunkelheiten zwischen diesen Blitzen *sollen* unbesprochen bleiben. Nur so gebären sie das neue Blitzen.

Meine Stoffe hole ich aus der Schule, aus Kontor und Werkstatt. Registriert bin ich als Humorist. Meinetwegen. Fröhlich eingenommen, gehen innen die Geschichten freilich dann im Magen auf als Lebertranpastillen. Die das Blut verbessern können, sagt man.

Meine Bücher suche ich bei Staackmann-Leipzig zu vereinen.

Partenkirchen steht bei meinem Namen, weil ich dort als angestellter Bodenkäufer einen ersten Einblick in des Lebens Tiefe kriegte.

Jetzt lebe ich in Hundham unter Bauern. Zehn Kilometer abgestemmt die nächste Villa. Mein Bauernhaus soll hunderte von Jahren alt sein. Die Geschlechter drum herum sind älter. Ihre Sprache ist noch heute so, daß — stünde Walther von der Vogelweide unter ihnen — sie ihn ohne Dolmetsch gut verstünden. Sie heißen mich nach meinem Hause dort den Brüaler. Brüal hieß Sumpf. Ders um einen Tassilo herum erbaute, hatte also Sümpfe ausgetrocknet. Nicht viel andres möchte ich, sein Nachfahr, mit der Feder."

Fritz Müller.

Blind?

Eine Kurzgeschichte von Fritz Müller-Partenkirchen

Ich habe einen blinden Freund. Wir gingen miteinander in die Schule. Zwölf Jahre war er damals, als uns der Französischlehrer «naître» aufgab. Naître heißt geboren werden.

Es ist ein unregelmäßiges Zeitwort. Eins der schwierigsten sogar. Das ist ganz in Ordnung. Ists nicht schwierig auf die Welt zu kommen? Und von Regelmäßigkeit ist keine Spur.

Nur fänd ich, i st man einmal auf die Welt gekommen, sollt es dabei sein Bewenden haben und man sollte, wenn man zwölf ist, nicht mehr vom Französischlehrer drangsaliert zu werden brauchen mit: Je nais, ich werde geboren; tu nais, du wirst geboren; il naît, er wird geboren; nous naissons, wir werden geboren; vous naissez, ihr werdet geboren; ils naissent, sie werden geboren. Von der Vergangenheit ganz zu schweigen: Je nacquis, ich wurde geboren. Oder je suis né, ich bin geboren worden. Ist es nicht ein Unfug, von sich selbst zu sagen: Je nacquis? Gibt es auch nur einen Menschen, der sich dran erinnern könnte?

Wir haben freilich damals diese Dinge nicht erwogen. Zwölf Jahre wenn man alt ist, erwägt man nicht. Da kriegt man auf und lernt man.

Wir lernten immer in dem Garten hinter unserm Hause. Es war vier Uhr nachmittags. „Hans“, sagte ich, „soll ich dich abfragen?“

„Frag nur, bei mir sitzt es.“

„Was heißt: Du wurdest geboren?“

„Tu nacquis.“

„Und: Ich werde geboren werden?“

„Je naîtrai — aber lassen wirs jetzt gut sein, es wird dunkel.“

„Dunkel?“ lachte ich, „du spinnst wohl, he?“

„Ich spinne nicht. Du siehst doch selber, wie es dunkel wird, ganz dunkel — sonderbar, so schnell ists niemals Nacht geworden, wie auf einen Schlag, gelt?“

„Hans!“ schrei ich auf und starr ihm in die plötzlich stumpf gewordenen Augen, „sei so gut, mach keine Witz!“

Er hatte keinen Witz gemacht. Ein eiserner Vorhang war herabgegangen. Hans war blind geworden.

Während er „geboren-werden“ abwandelte, war er begraben worden.

Ach, wieviele Doktorschaufeln haben damals losgeschaufelt, um ihn wieder auszugraben. Da und dort vermochten sie an einer Ecke einen Vorhangzipfel, eine Handvoll Erde aufzuheben und zu rufen: „Wir gewinnens!“ — aber noch im Rufen ist der Vorhang wieder umgeschlagen, ist die Schaufel Erde wieder dumpf hinabgekollert.

Hans blieb blind. Hans ist blind geblieben.

Er hat es damals ruhig hingenommen. Wenn man zwölf ist, macht man kein Geschrei und Wesen, geht

einmal ein Vorhang nieder. Wird ein anderer dafür aufgehen, denkt man sich im Reichtumsüberschwang der Jugend. Sagen tut mans freilich nicht, man plagt sich nicht mit schönen Sätzen, wenn man zwölf ist. Das Gefühl genügt.

Wenn man zwölf ist, trügt auch das Gefühl nicht: Für verblühte Farben wuchs dem Hans das Wunderreich der Töne zu. Er trieb Musik. Die Musik trieb ihn. Er überschritt die Dilettantenschwelle. Man horchte beim Klavierspiel dieses Blinden auf: Der kann was, der holt helle Töne aus den dunklen Tälern.

„Ich bin glücklich," lags auf seinem Antlitz.

„Aber hören ist halt doch nicht sehen," sagten jene, dies nicht lassen können, mit ihrem ungebetenen Mitleid hausieren zu gehen.

Hans stimmte auf dem Instrumente a an. „A", sang er leise mit, verzückt: „Könnt ihrs sehen: a ist braun — wie herrlich braun!"

Die Mitleidsvollen zuckten mit den Achseln: „Er macht sich etwas vor, er schafft sich Surrogate."

Er hat uns oft gebeten, ihn auf Touren mitzunehmen. Die Robusten schoben fest und schwer den Arm in seinen. „Leicht," bat er, „bitte, leicht." Kaum, daß man ihn spürte. Er aber spürte alles. Wenns den Gehsteig abwärts ging, wenn aufwärts — Hans spürte es vorher. Wenn ein Stein in Sicht kam, Hans spürte ihn. Auf Sichtweite, dachten wir. Auf Spürweite, dachte er.

„Ach, der Arme," sagten, die nicht leben können, ohne sich in Mitleid auszugeben.

Wir waren mit Hans auf einem Bergkamm angekommen. Die Sonne ging zur Rüste. Ungeheuer wallten Farbenmeere übern Himmel. Ich vergaß mich. Seine Schulter hatte ich gefaßt: „Schau doch, Hans, o schau!“

Plötzlich ward es mir bewußt, ich biß auf meine Zunge. Er aber sagte ruhig: „Komm, beschreib mirs.“

Ich beschriebs ihm. Er hörte zu mit einer Andacht, daß es, ohne daß ers wußte, ihm die Hände faltete. Ich sah ihm ins Gesicht: Was sind Blinde doch für wunderbare Zuhörer, wir Sehende sind Stümper gegen sie.

Den ewig Mitleidsvollen verzog es das Gesicht: „Er hat es doch nur aus der zweiten Hand, der Arme.“

Er fuhr in der Straßenbahn allein. Am Donnern wußte er: Jetzt kommt die Unterführung. An der übernächsten Haltestelle steig ich um.

Da stand er auf der Insel. Eine Tram kommt angeklingelt. Jemand hört er sprechen. Er geht sicher auf ihn zu: „Ist das die Sieben, bitte?“

Er besuchte mich in meiner neuen Junggesellenbude. Lautlos sah ich seine Lippen meine Treppenstufen zählen. Eine Tür ging auf. „So“, sagte er, „das ist dein neues Zimmer, zeig mir, wie dus eingerichtet hast.“ Ich nahm die Mitte seiner Rechten. Mit den Fingerspitzen fühlte er sachte die Umrisse eines jeden Möbels ab: „Aha, der Waschtisch. Den würde ich ein wenig mehr nach rechts hinüberrücken. Hier zieht es ja, wenn du dich wäschst. Du, paß mal auf, das Bett steht unsymmetrisch hier im Raume, und das Licht kannst du im Liegen auch nicht knipsen. Darf ich dirs ein wenig an-

ders legen — weißt, ich habe mich geübt zu Hause, wie man Schnüre legt.“

Beim dritten Male kannte er mein Zimmer besser als ich selber. „Hat dir die Hausfrau diese beiden Bilder gehängt, oder bist es du gewesen?“ — „Ich — ich wußte gar nicht, daß sie anders hängen.“

„Gott, welcher grauenhafte Kräfteaufwand für den Armen!“ sagten die Mitleidsvollen, denen ichs erzählte.

Als ich umzog und die Umzugsmänner meine Koffer auf den Schultern die Wendeltreppe hinabtrugen, stand er abseits. Er hörte es tappen, schnaufen, schweben und jetzt knistern. „Diese Hammel“, sagte er, „das dort war ein Mauerbrocken, auch die Ecke deines Koffers hat dran glauben müssen, scheint es — komm, den nächsten trage ich dir runter.“

Er tat es, ohne anzustoßen.

Einmal steht in meinem Zimmer eine Plastik. Jemand hat sie mir geschenkt: Zwei ausdrucksvolle Männer, welche miteinander reden. „Wie, laß mal sehen“, sagt mein Freund und beginnt die Gruppe langsam abzutasten; plötzlich hält er ein und nickt vergnügt: „Ha, wie der eine lacht!“

Wieder laß ich mich verleiten, es dem Mitleidsvollen zu erzählen. „Schrecklich“, sagt er, „Lachen zu ertasten statt zu sehen!“

Manchmal werde ich gefragt: „Wie kommt es, daß Ihr blinder Freund solch ruhevolle Züge hat.“

„Mir scheint, fast alle Blinde sind so. Sie sehen so vieles nicht, was häßlich ist. Sie werden von dem Bombardement der hunderttausend Dinge, das uns An-

dere auf der Straße und zu Hause anfällt, nicht berührt. Sie sind gezwungen, ihren Blick ins eigne Herz zu lenken. In sich selber ruhend, sind sie schwer nur aus dem Gleichgewicht zu bringen. Blinde habens schön. Man möchte selber manchmal blind sein."

„Pfui, wie gottlos!" rief der Mitleidsvolle, mit der Hand am Ohre, weil er nicht gut hörte.

Als wir schwiegen, sah er mißtrauisch im Kreis herum. Taube Ohren werden leicht so. Warum werden taube Augen anders? Ich werde meines blinden Freundes Frau mal fragen.

Ja, er hat jetzt eine Frau.

Ich war auf seine Hochzeit eingeladen. Ich kanns nicht beschreiben. Was hülf es auch, ich sagte, die und jene schöne Rede sei gehalten worden. Was sind Reden auf der Blindenhochzeit. Nicht viel mehr denn Augenzwinkern auf der Hochzeit eines Stummen.

Eine Stunde hat der Redekrampf gedauert. Während dieser ganzen Stunde saßen er und sie da, Hand in Hand. Schönres schaute ich auf keiner Hochzeit.

Einmal hab ich ihn in einer stillen Stunde fragen dürfen: „Hans, wie hast du diese Frau mit dieser Sicherheit gefunden?"

„An den Händen ihrer Stimme."

Wissen wirklich Blinde nur um einer Stimme Seele?

„Wenn das nur gut wird", unkte der Mitleidsvolle, „denkt einmal, es gäbe blinde Kinder — schrecklich, schrecklich!"

Jetzt sind Kinder da. Sie sind gesund und froh und haben helle Augen.

Ob der Mitleidsvolle jetzt geschwiegen habe? Ach, kennt ihr die Mitleidsvollen schlecht. „Ich habe jetzt in einem Buch gelesen", meinte er, „daß die Blindheit in den Kindern schläft und in den Enkeln wieder aufwacht — schrecklich, schrecklich!"

„Und wenns so wäre!" hat der Blinde plötzlich neben ihm gestanden. Wie ich ihn so ansah, mußte ich erleben, daß auch blinde Augen blitzen können. „Und wenns so wäre!" blitzten sie, „sollen frohe Kinder ungeboren bleiben, weil die Enkel anders werden könnten!"

„Anders", sagt er, „anders!" hat er sich bekreuzt.

„Was sagst d u denn?" hat mein Freund gelächelt.

„Un—glück—e—lich!" sagt er ölig-feierlich.

„Hm, wie mans nimmt", hat mein Freund den alten Blindenhumor wiedergefunden, „etwas hab ich doch voraus vor dir, Verehrter: ich muß dich nicht sehen."

„Wenn das alles sein soll —"

„Nein, nicht alles. Hast du nicht gesagt, du schliefest manchmal gar nicht gut?"

„Du doch auch zuweilen?"

„Allerdings, dann lese ich."

„Ich doch auch."

„Ja, aber wenn es kalt wie jetzt ist, frierst du an den Armen über deiner Decke."

„Du doch auch?"

„Eben nicht: In meinen Blindenbüchern kann ich unterhalb der Decke mit den Fingerspitzen lesen — ätschebätsch!“

Freundlich lächelnd rieb er, wie es Kinder tun, die beiden Zeigefinger aneinander.

In diesem Augenblick wars uns allen — auch dem Mitleidsvollen: Wir sind blind und jener wäre sehend. Und das Geheimnis seiner Lebensfreude wurde sichtbar: Ihm versank die Welt, da sie am schönsten aussah — mit zwölf Jahren: in sein großes Dunkel hat er diesen größeren Eindruck mitgenommen.

Dr. August Rollier

Kranke Menschen arbeiten während ihrer Kur, bis sie wieder gesund sind

Es gehörte mit zu den nachhaltigsten Eindrücken, die mir begegneten, als mich an einem herrlichen Frühsommertage die Drahtseilbahn aus dem malerischen Rhonetal von Aigle nach Leysin, der Stadt der tausend Galerien hinaufführte.

In weiten Ausmaßen, deren Anblick das Herz frei macht, lagen die Berge in hellen Fernen: Der Mont Blanc, Dent du Midi, Chamossaire, Dent du Morcle. Über der vielen Schönheit vergaß ich beinahe, daß der Anlaß zu dieser Reise ein ernster war: eine plötzlich besorgniserregende Veränderung im Befinden eines nahen Verwandten.

Nach unendlich vielen Wendungen, deren jede einzelne die Landschaft in neuem reizvollem Lichte in immer märchenhafterer Lage zeigte, hielt die nur aus zwei Wagen bestehende Drahtseilbahn in Leysin.

Eine ganze Stadt lag vor mir, die in jedem ihrer Bauten nach Süden orientiert, mit tausend und mehr Sonnenveranden großäugig in die licht- und sonnendurchflutete Landschaft ragte. Bang überlegte man sich ein Weilchen, wie es möglich sein kann, daß so viel Platz gebraucht wird, für Krankheiten, die uns in den Städten nur in seltenen oder doch nur in vereinzelten



Teilansicht Leysins; vom kleinsten Häuslein Kolibri und La Paix bis zum großen Mirmont wendet sich alles zur Sonne.



Kranke in Leysin verkürzen sich die Zeit des langen Kuraufenthaltes durch Arbeit

Fällen begegnen. — Hier findet sich zusammen, was man unter chirurgischer Tuberkulose zusammenfaßt: also Lupus, Knochentuberkulose, Spondylitis und andere Arten der Tuberkulose; Formen, die stärker in ihrer verheerenden Erscheinung ins Auge treten als die bekanntere Lungentuberkulose. Doch ich will hier nicht vom Kranksein, sondern vom Gesundwerden sprechen. Es ist ein Ort der Widersprüche hier; so, als seien zweierlei Menschen hierhergekommen: die einen pflegen beinahe ihre Krankheit — sie sind hier nichts als Kurgast — und dann lernte ich da noch ein tapferes Heer von Lebenskämpfern kennen — diese halten es ohne Arbeit gar nicht aus! Von ihnen will ich erzählen und vom Gründer der Arbeitskolonie, Dr. August Rollier.

Eine tuberkulöse Erkrankung seines liebsten Lebensgenossen führte Dr. August Rollier nach dem noch unentdeckten Leysin hinauf. Einige Waadtländer Bauernhäuser, weiter war nichts hier oben. Dem Chirurgen war in dieser kleinen Landpraxis herzlich wenig Betätigung geboten. Dafür aber stellte er mit offenen Augen wertvolle Beobachtungen an, was die Bauern taten, wenn sie Verletzungen hatten. Sonne, nochmals Sonne — und wenn es irgend ging, fest weiterarbeiten.

War Dr. Rollier, wie er selbst erzählt, schon von seinen ersten Schuljahren an von großer Vorliebe für die Sonnenwirkung eingenommen, so leuchtete es nun dem wissenden Arzte ein, der die Erfahrungen von Kollegen mit berücksichtigte, daß hier in Leysin ein idealer Ort für Sonnenkuren bei chirurgischer Tuberkulose gegeben sei.

Wir können hier keine chronologische Entwicklungsgeschichte eines Kurortes geben, sie ähnelt ungefähr dem, was an anderer Stelle dieses Buches über Arosas Werdegang gesagt wurde.

Nur von dem möchte ich sprechen, was gerade in Leysin trotz schwerster Verletzungen und trotz Stillliegen an tätiger Arbeit geleistet wird. Sehr bald hatte der Arzt als Psychologe bemerkt, daß eine Liegekur den Menschen viel zu sehr veranlaßt, sich nur mit seinem werten Selbst zu beschäftigen. Stillgelegte Kräfte schlagen ungesund zurück und legen auch seelische und damit auch moralische Kräfte still. Schon mit Kindern hatte man durch die „Schule an der Sonne" recht gute Erfahrungen gemacht: sie gediehen, waren immer froh und seelisch recht frisch, trotz der oft schweren Krankheitserscheinungen. Da lag der Gedanke nicht mehr ferne, auch den erwachsenen Kranken richtige Arbeitsmöglichkeit mit tatsächlichem Verdienst zu geben. Die Arbeitskolonie entstand. Man wurde immer erfinderischer in den Arbeiten, die man auch im Stilliegen machen kann. Regsame Köpfe fanden sich veranlaßt, hier eine Neuerung, dort eine praktischere Vorrichtung am Arbeitsbett anzubringen.

Von den bloßen Basteleien, die doch meistens nur den Charakter einer Verlegenheitsarbeit trugen, kam man immer mehr ab. Damit war einer gefährlichen Folgeerscheinung langwieriger Krankheiten die Spitze abgebrochen. Dr. Rollier schrieb darüber:

„Die Arbeit ist unbestreitbar eine der wichtigsten Bedingungen des normalen Lebens. Sie ist ein Naturgesetz und ja auch ein göttliches Gebot, das nie ungestraft

umgangen wird, denn es heißt: „Sechs Tage sollst Du arbeiten.“

Es war ein großer Fehler, eine ganze Kategorie von chronisch Kranken, unter welchen in erster Linie die chirurgisch Tuberkulösen genannt werden müssen, zur vollständigen und andauernden Untätigkeit zu verurteilen. Der Kranke, der auf jegliche Beschäftigung verzichten muß, wird ein Opfer der Langeweile, die von Vigné „Krankheit des Willens“ genannt wird. Bei der Tuberkulose hängt mehr noch wie bei jeder anderen Krankheit der Erfolg bis zu einem gewissen Grade vom Willen ab, gesund zu werden.

Von dieser Wirkung des Geistes auf den Körper überzeugt, haben wir die Stimmung unserer Kranken dadurch zu heben versucht, daß wir sie irgendwie beschäftigten.

Das Studium der Sprachen, das in unseren Kliniken dank der Anwesenheit von Angehörigen verschiedener Völker besonders nahe liegt, hat sich als vorzügliches Ablenkungsmittel erwiesen, das wir immer und immer wieder empfehlen. Nur gilt es hier Maß zu halten, um jegliche Ermüdung der Kranken zu verhindern. Eine angenehme Abwechslung ist die Arbeit mit der Hand. Nur zu oft wird es dem Kranken bald zu viel, immer nur nützliche und ernste Werke, die eine gewisse gedankliche Anstrengung erfordern, zu lesen und er gibt sich der Lektüre leichter (oft auch seichter) Romane hin.

Wir glaubten deshalb gut zu tun, der intellektuellen Beschäftigung die Handarbeit beizugesellen und bald machten wir die Erfahrung, daß wir den richtigen

Weg eingeschlagen hatten. Die Handarbeit erfordert eine Muskeltätigkeit, die den Kreislauf begünstigt und neben ihrer physischen Wirkung beeinflußt sie die Psyche aufs vorzüglichste. Die Kranken, die einer methodischen — ihrem Gesundheitszustand entsprechenden — körperlichen Arbeit obliegen, geben sich bald Rechenschaft von der Rückkehr ihrer Kräfte und empfinden das stärkende Gefühl, das die Arbeit verschafft. Vom Tage an, an welchem der Kranke seine Untätigkeit aufgibt und sich tapfer hinter eine Arbeit macht, bessert sich seine Stimmung, gleichzeitig hebt sich sein Wohlbefinden. Der arbeitende Kranke leidet bald nicht mehr unter dem Gefühl, ein nutzloses Wesen zu sein; er wird sich seines Wertes bewußt und wächst infolge der veredelnden Eigenschaft der Arbeit in seinen eigenen Augen. Mit der Hebung des Gemütszustandes geht die Entfaltung der Seele Hand in Hand und so wird die gottgewollte Harmonie von Geist und Körper verwirklicht.

Der Anblick unserer Arbeitskur-Galerien mit dem fröhlichen Leben, das dort herrscht und die Befriedigung, die auf den gebräunten Gesichtern zu lesen ist, zeigt am besten die erfreuliche Wirkung der Arbeitskur."

Aber diese Betriebsamkeit, die Freude an der Arbeit steckt an; es wird nicht nur innerhalb der „Kolonie der Arbeit" gearbeitet, sondern die Kranken von „draußen", jene, die in den zahlreichen Privatpensionen wohnen, und nur die ärztliche Behandlung durch die leitenden Ärzten in Anspruch nehmen, begannen sich ebenfalls auf Arbeitsmöglichkeiten zu besinnen.

Ich traf ein Hausmädchen, das mit einem abheilenden Lupus ruhig und unbeirrt die Zimmer einer gro-

ßen Privatpension in Ordnung brachte: „Ich hielte es nicht aus, nur von der Tasche meiner Angehörigen zu leben, hier erhalte ich mich selbst — gewiß stand es nicht in meinem Lebensprogramm, daß ich die Nachttische von 30 Kranken täglich neben anderen Arbeiten zu ordnen habe — aber“, so setzte das tapfere Rösle sinnend hinzu, „es gibt manche schwerreiche und doch schwerkranke Frau hier, die froh wäre, wenn sie es tun könnte.“ —

Bei einem jungen schwedischen Schriftsteller war ich zu Gaste, er hatte eine kleine Reiseschreibmaschine so angebracht, daß er selbst auf dem Rücken liegend, munter darauf los tippen konnte; mir wurde die Ehre zuteil, eine eben entstandene Humoreske, die von versetzten Hosen handelte, anzuhören. Der Schwede, dessen Name oft auch in deutschen Tageszeitungen wiederkehrt, lag schon im zweiten Jahr so da!

„Seit ich arbeite, vergeht mir die Zeit wie im Fluge“ erklärte er mir.

Ferner möchte ich noch einer vornehmen alten Französin gedenken, die völlig verarmt ist. Nach der Entfernung einer tuberkulösen Niere bestand die Gefahr, daß auch die zweite Niere erkranke.

Aufenthalt in Höhenlage, möglichst das sonnige Leysin, war des Arztes Rat! Diese alte silberhaarige Dame nützte ihr musikalisches Können, indem sie täglich im Kino einige Stunden gegen annehmbare Bezahlung Klavier spielte, und dann an einzelnen Tagen noch Unterricht in der Landessprache gab. — „Großmütterchen“, wie diese alte Frau bei den befreundeten Kurgästen hieß, war außerdem noch Beraterin in allen

schweren Lebenslagen, und mancher Bedrückte bekam von Großmütterchens lieber helfender Hand den Kopf wieder fein gerade gerückt. Auch nicht die kleinste Arbeit darf man verachten, und jene vier Hemden und die Hosenträger, die sich ein schwer lupuskranker schwäbischer Kaufmann durch leichte Buchhaltungsarbeiten in einem kleinen Wäscheläddchen erarbeitete, die waren ihm kostbarer als eine teure Luxusware. —

Die eingesessenen Leysiner haben sich ganz diesem großen internationalen Fremdenzustrom angepaßt; sie sehen auch nicht scheel zu, wenn sich der eine oder andere Kranke durch Arbeit etwas verdient, was ein Einheimischer auch verdienen könnte, denn es kommt auf der anderen Seite Leben und Geld in den Kurort, der sich ganz der Kur in der Sonne anpaßte. —

Mit viel Vertrauen auf die Tragkraft der Arbeit, gerade in den Tagen schwieriger Erkrankung, fuhr ich nach einer Woche wieder ins Tal. — Hatte mich bei meiner Ankunft der Eindruck der unendlich vielen Sonnengalerien ergriffen, die Zeugnis waren von den zahlreichen Leidenden, die hier oben ausgeheilt werden sollen, so nahm ich doch froh und zuversichtlich auch für meinen hier zurückgelassenen Kranken die Zuversicht mit: „Wer nicht will, der braucht sich hier nicht innerlich lahm legen zu lassen, er kann sich durch Arbeit vor dem geistigen Taubsein retten."

An jenem Tage schrieb ich das folgende Goethewort in das Wachstuchheftchen in dem ich — lieber Gewohn-

heit gemäß — jeden Abend meine Erlebnisse festhielt:

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

Margarete Steiff
Eine gelähmte Frau, die Begründerin einer Weltfirma

Wer heute in das württembergische Städtchen Giengen an der Brenz kommt, dem fällt schon von weitem eine groß und luftig angelegte Fabrikanlage auf; Dächer und Wände aus lichtdurchlässigem Glas, hier ist ein hygienisch vorbildlicher Herstellungsort für Millionen von Stofftieren, die alljährlich im Lande versandt und ins Ausland exportiert werden. Was heute in planmäßiger Fabrikation vor sich geht, ist erst vor wenigen Jahrzehnten aus dem frohsinnigen und mutvollen Schaffensgeiste einer an beiden Beinen gelähmten, kunstsinnigen Frau entstanden.

Da war ein Lebensmorgen, der zu tiefstem Schmerz berechtigte. Eine schwere Lähmung der Beine hinderte die kleine Margarete Steiff, wie ihre fröhlichen Altersgenossen herumzuspringen und sich im kindlichen Spiel zwanglos zu bewegen. Tagaus tagein sitzend und liegend zu verbringen war eine schwere Geduldsprobe. Ein einziges Wort faßt alle diese Entsagungen in sich — Lähmung. Sorgenvoll schaute die Familie Margarete Steiffs auf ein Dasein, das seine schönsten Jahre im Rollstuhl verbringen mußte.

Margarete selbst war unverbittert, sie fühlte nur die Liebe und Güte, mit der man ihr entgegenkam. — Was

Tafel 10



Margarete Steiff



Überblick über die heutige Anlage der Spielwarenfabrik Margarete Steiff
in Giengen a. d. Brenz

den Füßen versagt war, die Beweglichkeit und Leichtigkeit, das lebte in den Händen und im Gemüt des Kindes in doppelt schönem Ausgleich. — Eine zu Allem geschickte Hand und ein Herz, das die Gebundenheit der Füße durch ein offenes, mitteilsames Wesen in der Weise ausglich, daß es den Gefährtenkreis, zu dem das Kind sich nicht hinbewegen konnte, zu sich heranzog.

Gretle Steiff, später das „Fräulein Gretle“, konnte unterhaltsame Geschichten erzählen, während die Hände fleißig immer mit irgendeinem schönen Etwas beschäftigt waren.

Die leichte, für kunstgewerbliche Arbeiten wie geschaffene Hand, veranlaßte dann auch Gretles Angehörige ihr eine Lehrzeit in diesen Fächern geben zu lassen.

Gerne scharten sich die Kinder um „Fräulein Gretles“ Rollstuhl, gab es doch manche lustige Geschichte zu hören! Was aber den Höhepunkt dieser Besuche bildete, das waren die originellen Stofftiere, welche Margarete Steiff ihren großen und kleinen Besuchern schenkte.

Aus Stoffresten in allerliebster Abwechslung zusammengestellt, waren es immer vorzugsweise Elefanten; ausgerechnet die kraftvollen dickhäutigen Urwaldtiere, die hier unter zarten, aller kraftvollen Betätigung fernen Mädchenfingern hervorgezaubert wurden. Und jedermann ließ sich diese Tiere gerne schenken.

Die Familie Steiff war nicht wohlhabend, es war sehr am Platze, wenn sich eine Verdienstmöglichkeit bot, sie auch auszunützen. Und wenn sich Jedermann über diese originellen Elefanten, die ihm Gretle schenkte, freute — warum sollte man es nicht auch einmal mit dem Verkauf probieren?

Die erste Kiste voller Elefanten wanderte auf einen benachbarten Jahrmarkt, und da ihr Inhalt im Handumdrehen verkauft war, bekam Gretle Mut, und stellte sich zuversichtlich auf weitere Verkaufserzeugung ein. Zwar lag über jedem der Stofftiere ihre ganz persönliche Note, aber sie wagte es dennoch, und lernte sich Hilfskräfte ein, die ihr zuerst zuarbeiteten, dann aber, sobald sie zur Zufriedenheit der Urherstellerin schafften, auch selbständige Arbeiten leisten durften.

Mit dem zunehmenden Erfolg erwuchs in Margarete Steiff auch der Mut und die Lust, ihre Kunst nach vielen Seiten hin zu erweitern, und ihre Brüder sorgten für ein wachsendes Absatzgebiet. Die Stofftiere kamen auf die Leipziger Messe. Einem besonders originellen Plüschbären war es vorbehalten, als Pionier ins Ausland zu ziehen. Dieser erste Bär ist tatsächlich der Ahnherr der heute im In- und Ausland beliebten „Teddy-Bären".

Ein Amerikaner hatte diesen drollig-treuherzigen Bären auf der Leipziger Messe gesehen und erstanden. Meister Petz wanderte mit über das große Wasser und erfuhr dort große Beliebtheit, eine Vorliebe der Amerikaner für Bären kam ihm zu statten. —

Es war gerade in jener Zeit, als der in Amerika äußerst beliebte Theodore Roosevelt durch seine Bärenjagden viel von sich reden machte.

Der Plüschbär aus Margarete Steiffs Werkstatt wurde scherzhaft in der Gesellschaft als von „Teddy" erlegt gezeigt, jeder wollte einen solchen Teddybären haben. Ein geschäftstüchtiger Mann sah da einen Typ herankommen, und er bestellte 12 000 Teddybären in Giengen bei Margarete Steiff.

Die bescheidene Nähstube war schon lange zur richtigen Werkstatt gewachsen, und nun unter dem Ansturm der Aufträge mußte die Werkstatt zur Fabrik erweitert werden.

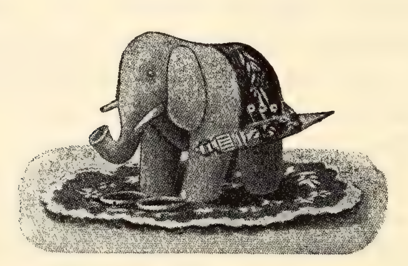
Brüder und nahe Verwandte stellten sich ganz in den Dienst dieser aufblühenden Arbeitsgelegenheit, die immer mehr Mitarbeiter beschäftigte. Die führenden Kräfte widmeten sich noch ganz dem Studium des Tierreichs und seiner Formen, und es wurde immer Vollendeteres hervorgezaubert.

Zu den Elefanten und Bären kamen Katzen, Hunde, Kamele. Die Räder der fahrbaren Tiere wurden sinnvoll ausgedacht, und die Fortbewegung der Tiere war dem natürlichen Gang nachgeahmt. Die Auswahl der Arten wurde immer reichhaltiger und nun schuf die Fabrik, was nur einst an Tierlein in die Arche Noah hineingestiegen und heil wieder herausgekommen sein mag. Die große Fabrik selbst hat im Hinblick auf gesundheitsdienliche Einrichtung alles getan, was dem Heer der Mitarbeiter zum Nutzen gereicht. — Solange die Begründerin Margarete Steiff lebte, verging kein Tag, an dem sie sich nicht über die eingebaute „schiefe Ebene" im Rollstuhl an die blühende Stätte ihres Wirkens hinführen ließ. Menschen, die unter ihrer Leitung arbeiteten, erzählten mir, daß es licht und hell an den einzelnen Arbeitsstellen wurde, wenn das „Fräulein Gretle" bei ihnen vorübergefahren wurde.

So wurde hier aus dem unverbitterten Mitteilungs- und Spielbedürfnis eines schwer gelähmten Kindes unter dem vorsichtigen fördernden Eingehen, das die Familie dem jungen Können angedeihen ließ, ein großes

Werk der Arbeit. Eine große Industrie erwuchs aus dem Tun eines zarten Menschenkindes, welches vom Schicksal zum Stillsitzen verurteilt, die stärkste Waffe, mutvolle Arbeit ergriff. Tausend Angestellte finden Brot, ein eigner Gleisanschluß vermittelt täglich den Versand der Steiff-Spielwaren, die zuletzt nicht mehr beim Tier „Knopf im Ohr“ blieben, sondern auch vom Radelrutsch zum kleinen Wagen und zu allem, was das Kinderherz an Spielzeug liebt, übergingen.

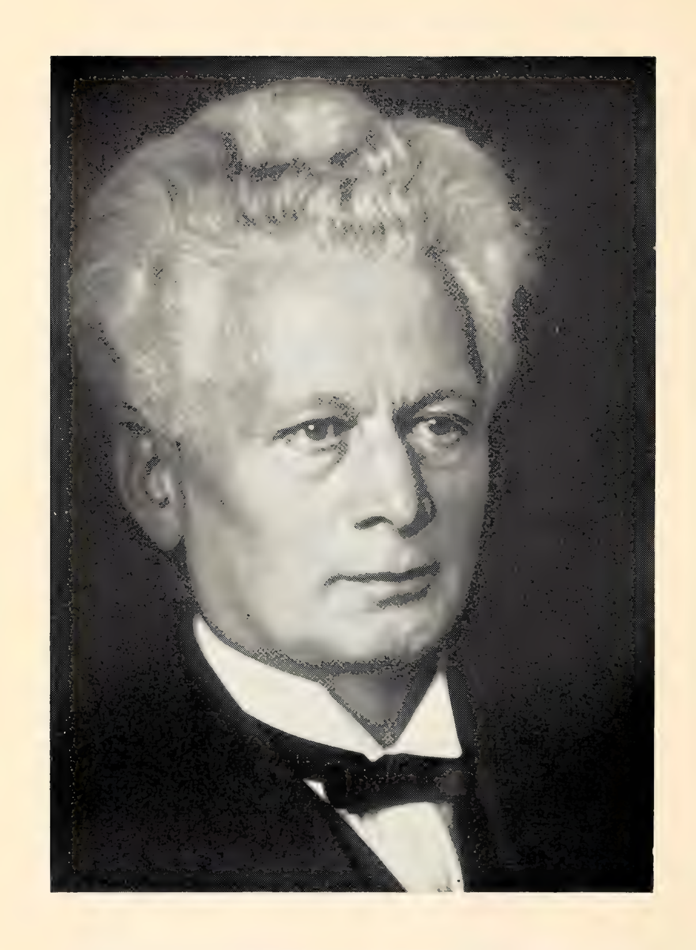
Am 9. Mai 1909 ist Margarete Steiff heimgegangen — ein Lebenswerk von sozialer Bedeutung blieb uns und der Kinderwelt zurück, um dessen Schwere und Tragik zu seinem Beginn „draußen in der Welt“ nicht allzuviele Menschen wissen.



Margarete Steiff's erster Elefant



Tafel 12



Eugen Sutermeister

Eugen Sutermeister

Ein Taubstummer als Gründer eines Taubstummen-Fürsorgewesens, als Prediger für die Taubstummen und als Lyriker

In der Geschichte des Schweizer Fürsorgewesens für Taubstumme nimmt die weitgreifende soziale Tätigkeit Eugen Sutermeisters einen hervorragenden Platz ein, die vielleicht nur durch den Umstand, daß Sutermeister selbst Taubstummer war, zu so starker Auswirkung gelangen konnte.

Im Alter von vier Jahren verlor er als Folgekrankheit einer Hirnhautentzündung sein Gehör, und im Verlaufe der folgenden zwei Jahre noch die Sprache. Mit dem siebten Jahre einer Taubstummenanstalt übergeben, wo er zehn Jahre zubrachte, ging Sutermeister alle die Leidenswege, die Gehörlose in der anfänglich stillen Welt fast ausnahmslos gehen müssen. Ein ungeliebter Beruf trieb ihn — nach seiner Lehrzeit als Lithograph — unbefriedigt in die Ferne; er suchte in Bethel-Bielefeld, Wilhelmsdorf, Stuttgart nach einer Tätigkeit, die seinem Leben einen vollen Inhalt geben konnte. In Bad Boll traf Eugen Sutermeister in einer Bernerin den Menschen, der, selbst hörend, als Lebensgefährte mit ihm der Zukunft entgegengehen wollte. — Diese Heirat veranlaßte Sutermeister, neben der früher erlernten Kunst des Lithographierens auch die des Kupferstechers zu betätigen.

Nun trat, als der Taubstumme eine wohlbezahlte Stellung innehatte, eine Wendung ein, die den Mann wohl mit Bangigkeit erfüllen mußte: Seine Augen begannen bei der in feinsten Strichen auszuführenden Arbeit den Dienst zu versagen. In schmerzvollen Tagen und Nächten rang er im verdunkelten Zimmer mit seinem Schicksal. Braucht ein Gehörloser seine Augen doch doppelt nötig, und nun sollte er auch noch auf den Sehsinn verzichten?

Aus jener Zeit, die das schmerzlichste Ringen, aber auch den starken inneren Sieg in Eugen Sutermeisters Leben sah, stammen viele Gedichte, darunter das hier auf Seite 74 stehende Gedicht: „Ein Trost."

Diese Wendung war von entscheidendem Einfluß auf sein sich ganz ins Soziale wendendes Arbeitsgebiet.

Kurz entschlossen wählte er sich einen anderen Beruf, den des Verlagsbuchhändlers, und nun begann eine erfolgreiche Arbeit im Dienste der Taubstummen. Selbst mit allen inneren und äußeren Nöten der Taubstummen vertraut, war er — wie kaum ein Zweiter — berufen, die brennenden Fragen der Taubstummen zu vertreten.

Sutermeister sah und wußte, daß mit dem Verlassen der Taubstummenschule für einen großen Teil — hauptsächlich der wirtschaftlich schwächeren Klassen — für die geistige Weiterbildung durch Verkehr von Mensch zu Mensch keine Möglichkeit mehr bestand.

Man brachte die Zöglinge in einer Brotstelle unter, wo sie durch die mangelnde Verständigung und Unterhaltung seelisch verkümmerten, verbitterten und vereinsamten. Der geistige Horizont blieb oft ein enger, und die ärmeren Taubstummen lebten infolge-

dessen ohne Freude und auch ohne Verständnis von Seiten der Vollsinnigen. Hier griff Sutermeister zuerst ein; er hatte in seiner äußerst sozial gesinnten Gattin eine getreue Helferin. Ein Aufruf an die Behörden wurde erlassen, in dem die seelischen Nöte der Taubstummen geschildert wurden. Merkblätter für den Verkehr mit Taubstummen wurden mit feinem psychologischen Verständnis ausgearbeitet und verteilt. Der Aufruf hatte zur Folge, daß Sutermeister nach einiger Zeit mit der Seelsorge für die Taubstummen betraut wurde, und die Wanderpredigten Sutermeisters fanden in ihrer eigenartigen Tiefe Hörende und Gehörlose als Besucher.

Ein starkes Maß von Selbsterziehung und Beobachtung der Wirkung am Hörenden hatte Eugen Sutermeister soweit gebracht, daß er mit ihm selbst nicht hörbarer, dem Hörenden aber klar verständlicher Stimme reden konnte.

Wenn man diese gehaltvollen, auch im Druck erschienenen Predigten, die auf ein Ablesen vom Munde eingestellt sind, liest, dann erlebt man eine Zusammendrängung der Sprache. Der Taubstumme kann sich keine Phrase, keine leere Redewendung leisten, denn ihn kostet das Sprechen, wie auch das Ablesen vom Munde größte Sammlung. — Und deshalb haben die Worte einer Taubstummenpredigt alles Pastorale im abgegriffenen Sinne ausgeschieden, oder gar nicht erst aufgenommen; mancher Schwätzer und Phrasendrescher kann an diesen Predigten aus der „klanglosen Welt“ lernen.

Aber bei der Seelsorge allein blieb Sutermeister nicht stehen; er hätte seinen warmen und praktischen Sinn

verleugnen müssen, wenn er sein Auge der leiblichen Not verschlossen hätte. Bald hatte er erkannt, daß die Liebesgaben Einzelner nicht genügten, um die vielen Nöten zu lindern. Mit voller Zuversicht wurde der Taubstummenfürsorge-Verein gegründet und Eugen Sutermeister übernahm die Schriftleitung der Zeitung „Der Gehörlose". Hier wie auch in der Tagespresse sowie auch in pädagogischen Fachzeitungen ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um für die ihm zur Lebensaufgabe erwachsene Sache zu werben. Ein Heim für Taubstumme bei Thun ist neben anderen ein Denkmal dieser Liebesarbeit.

Wo Eugen Sutermeister aufklärend wirken durfte, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen. Mit allem Ernst wies er auf die Unerträglichkeit der Ehe zwischen zwei Taubstummen hin. Die Folgen, die sich für die Kindererziehung — ganz abgesehen von der wahrscheinlichen Vererbung — ergaben, zählte er klarsehend und unerbittlich auf. Ebenso die drohende Verarmung, die unausbleiblich war, wenn etwa ein taubstummer Handwerker eine taubstumme Frau heiratete, ohne daß die Mittel vorhanden waren, sich eine hörende Hausgehilfin zu halten. An bestimmten, aus dem Leben gegriffenen Beispielen wies er nach, wie entweder die Kundschaft keinen Zugang fand, oder auch in allzu intime Familienbilder Einblicke erhielten, die das Wiederkommen nicht förderten. —

Ein Werk von vollendetem Fleiße ist das von Eugen Sutermeister in Bern im Jahre 1929 herausgegebene „Quellenbuch zur Geschichte des Schweizerischen Taubstummenwesens". In zwei Bänden von zusammen zirka

1500 Seiten Quartformat ist alles zusammengetragen, was für die Taubstummen-Schulung und -Fürsorge seit frühesten Zeiten geschah, und was noch erstrebenswert ist für seine Schicksalsgenossen aus stummer Welt.

Wie stark aber alles in dieser von Laut und Ton abgeschlossenen Seele klang und redete, davon geben viele Bändchen Lyrik, Erzählungen und einige Romane Kunde.

Was Sutermeister geschrieben und getan hat, wirkt als fortlebendes Denkmal nach seinem Tode weiter. —

Am 8. Juni 1931 ist Eugen Sutermeister, der um das Zustandekommen dieser Schrift liebreich bemüht war, im Alter von 69 Jahren gestorben. Seine Urne ist in einem stillen Park — mit dem Blick auf die gewaltigen Schweizer Berge — beigesetzt worden. Frau Suse Sutermeister, seine unermüdliche Lebensgefährtin, hat tapfer und tatkräftig seine Arbeit in die Hand genommen; die Gehörlosenzeitung wurde von ihr herausgegeben, bis sich nun in diesen Tagen ein taubstummer Nachfolger als Schriftleiter fand.

Für sein Lebenswerk gelten die Worte:

„Er tat seinen Mund auf für die Stummen und für die Sache derer, die verlassen sind.“

(Sprüche 31. 8.)

Aus der Gedichtsammlung „Klänge aus stiller Welt“ von Eugen Sutermeister.

Bleibendes.

Was ist das Glück? Doch nur ein Wiederschein
Von Deinem bessern Selbst und edlem Sein.

Was ist der Schmerz? Doch auch nur eine Frucht,
Des eignen Herzens, das da irrt und sucht.

Was Dich von außen freut, vergeht in Zeit und Raum;
Was Dich durch andre schmerzt, verweht wie böser Traum.
Doch was an Leid und Lust Dein eigen Herz Dir schafft,
Das bleibt auch eigen Dir, nur das ist dauerhaft!

Ein Trost.

Wenn mitten Dich im Glückesscheine
Aus heitrem Himmel traf ein Strahl,
Erschütternd Geist Dir und Gebeine, —
Verzage nicht das eine Mal,
Denn, ob es noch so schmerzlich sei:
Es geht vorbei!

Und wenn ein Kummer Dich zerquälte,
So unermeßlich wie das Meer,
Und jeder Trost und Balsam fehlte, —
Das Eine stellt Dich wieder her:
Es rinnt der Zeiten Einerlei,
Es geht vorbei!

Wie bald doch kraft des Lichtes Mächten
Du mit dem Leben Dich versöhnst,
Auch wenn in langen bangen Nächten
Du hoffnungslos in Schmerzen stöhnst, —
Da kündet Dir der Hahnenschrei:
Es geht vorbei!

Wenn tiefe Schatten Dich umfangen,
Der Tod nun leise tritt herein,
Den Leib nur langsam löst vom Bangen, —
Gedulde Dich, o dulde fein:
Die Seele wird Dir zeitig frei,
Es geht vorbei!

Carl Herrmann Unthan
Der armlose Geiger und Lehrer der Kriegsbeschädigten

Als Herrmann Unthan am 5. April 1848 in der Familie eines ostpreußischen Dorflehrers geboren wurde, war der Schrecken und die Überraschung der Eltern groß; ein armloser Knabe schrie mit kräftiger Lunge sein erstes „Da bin ich“ der Welt entgegen.

Voller Mitleid und Entsetzen beschäftigte sich das ganze Dorf mit diesem seltenen Ereignis. Ein Kind ohne Arme! Welchem Elendsleben würde das entgegengehen. Ein Teil der Nachbarn war der Ansicht, daß ein solches Kind doch nicht lebensfähig bleiben könne. Die weise Frau gab den Rat, das unglückliche Wurm durch einige festaufgedrückte Kissen entschlossen wieder in die andre Welt zurückzubefördern.

Vater Unthan, ein energischer, gottvertrauender Mann, wehrte alle unerwünschte Einmischung bestimmt ab. Ein Geschöpf, das Gott in die Welt rufen läßt, hat auch seine Aufgabe darin zu erfüllen. Der Junge muß planmäßig und besonders aufmerksam erzogen werden. Und mit dem ersten Tage seines Lebens ließ ein verständiger Vater seinem Kinde des Lebens notwendigste Voraussetzung und Schulung angedeihen: Erziehung zur Selbständigkeit und Vermeidung aller falschen Sentimentalität.



Carl Herrmann Unthan

Carl Herrmann Unthan, schrieb seine Lebenserinnerungen mit den Füßen



Carl Herrmann Unthan mit seiner Gattin Antonie Unthan,
deren Liebenswürdigkeit wir diese Bilder verdanken

„Der Junge darf nicht bedauert werden; wer es von Fremden zuläßt, bekommt es mit mir zu tun!“ Das war die erste Parole, die in vernünftiger Art die Erziehung des abnormen Kindes einleitete. Die Erfahrung zeigte, daß dieser sonst sehr wohl und zufrieden daliegende Knabe sofort das Gesichtchen zum kläglichen Weinen verzog, wenn eine mitleidige Seele sich mit Worten des Bedauerns über seine Wiege neigte.

Ein frohsinniges und sehr aktives Kind wuchs heran. Alle die kleinen Errungenschaften, die ein normales Kind macht, wenn es dem Leben entgegenwächst, schufen unter diesen abnormen Verhältnissen doppelte Freude.

Wie ein anderes Kind spielend zum Gebrauch seiner Hände kommt, so begannen hier die Zehen, die man vernünftiger Weise stets unbekleidet ließ, die Rolle der fehlenden Hände zu ergreifen. Der Tag, an dem der kleine Herrmann mit kühnem Griff der Zehen in den Teller patschte und sich seinen „Raub“ selbständig mit Wohlbehagen schmatzend zum Munde führte, war für die Eltern wiederum ein freudiger Fortschritt auf dem Wege zur erstrebten Selbständigkeit des Jungen.

Was an Kräften durch die fehlenden Arme zurückgestaut war, schien sich in einem starken Willens- und Gemütsleben um so stärker bemerkbar zu machen. Unermüdliche Versuche, alles was nur mit Zehen und Lippen erreichbar sein konnte, zu ergreifen und geschickt zu beherrschen, brachten allmählich das Kind zur gleichen Unabhängigkeit von körperlicher Hilfeleistung wie ein normalgewachsenes Kind. Eine innige Liebe zur Mutter und ein straffer sich äußerndes Ver-

hältnis zum Vater wuchs unter gemeinsam erlebtem, festem Sichbehaupten heran.

Jeder Tag brachte eine neue kleine Eroberung, bald war es das selbständige Ankleiden, bald das selbständige und einwandfreie saubere Bedienen der natürlichsten Bedürfnisse, was Freude und Ansporn zu weiteren Errungenschaften gab.

Als das Alter des Schulbesuches heranrückte, zeigte sich zu Aller Überraschung, daß das armlose Kind in vielen geduldigen heimlichen Versuchen schon das Schreiben der ersten Buchstaben erlernt hatte.

In stiller Freude hatte sich Herrmann eine geeignete Stellung der Schiefertafel auf einem Fußbänkchen herausgesucht, und dieses Bänkchen begleitete ihn durch die ganze Schulzeit, oft saß ein weniger geschickter Schüler neben ihm, dem er als Armloser Nachhilfe-Unterricht im Schönschreiben gab.

Im zwölften Lebensjahre tauchte in Herrmann Unthan der Wunsch auf — Geige spielen zu lernen. Die falschen Töne, die der Hilfslehrer in der Gesangstunde auf der Geige immer griff, ließen Herrmann keine Ruhe. Der Gedanke, wenn ich doch eine Geige halten könnte, ich würde es sicherlich besser machen, ließ ihm endlich die Bitte nach einer Geige aussprechen. Zunächst tat man seinen Wunsch gutmütig lächelnd ab, ohne mit dem zähen Willen des Wünschenden zu rechnen. Der Knabe ließ aber am einmal gefaßten Vorsatz nicht locker. Er schloß sich ein, band eine Geige auf einen Schemel zu seinen Füßen und versuchte die Griffe mit den „Fußfingern“ so zu handhaben, wie er es bei einem befreundeten Präparanden gesehen hatte.

Die Noten saßen fest aus dem Gesangsunterricht in der Schule.

Es war für Herrmann Unthan ein großer Tag, als ihm sein Vater verkündigte, daß er nun über das Volksschulalter hinaus das Gymnasium in Königsberg besuchen dürfe.

Dort traf der Fünfzehnjährige in dem armlosen Privatdozenten Dr. Lohmeyer einen Schicksalsgefährten, der ihm in Latein und Französisch Unterricht gab.

Was Herrmann Unthan an natürlichem Frohsinn besaß, ging dem ernsten, leicht pessimistisch gestimmten Lehrer ab, man wurde nie recht warm in seiner Gegenwart. Die drei Jahre in Königsberg bei — zum Teil wenig sozial eingestellten Wirtsleuten — nützte der Schüler, um noch nebenher bei einem tüchtigen Konzertmeister Schuster Geigenunterricht zu nehmen. Ein Glück war es, daß dieser Musiklehrer sich nicht mit Halbheiten begnügte; er ließ sich nicht von den offenbaren körperlichen Schwierigkeiten bestechen, so groß auch die Versuchung war. Und so war innerhalb drei Jahren die technische Vorbedingung erreicht, die Herrmann die Aufnahme in das Konservatorium in Leipzig ermöglichte.

Bei Professor David hörte er Musikgeschichte, Theorie und Ästhetik neben dem praktischen Studium.

Eine andre Welt ging dem eifrigen Musikschüler auf, und neue strenge Ziele steckte er sich, als ihm durch den Besuch der Opernabende ein ungekannter Genuß und Gelegenheit zu ehrlicher Selbstkritik gegeben wurde.

In einer Abendunterhaltung spielte er die G-dur-Romanze von Beethoven und die Serenade von Haydn

mit Eckert. Die Professoren beglückwünschten ihn; Professor Herrmann schüttelte ihm den Fuß. Zwischen den Schülern und ihm hingegen richtete sich fühlbar eine Wand auf. Sie schienen ihn als Fremdkörper in ihrem Kreise zu empfinden.

Die kleinen Schikanen des Alltags, Eifersüchteleien von Mitschülern, die den „Streber" mit seiner offensichtlichen Ungeeignetheit zum Violinspiel abzulehnen versuchten, blieben dem Armlosen nicht erspart — sie stählten zum weiteren Lebenskampfe.

Kaum zwanzig Jahre alt, begab sich Herrmann Unthan auf Reisen. Ein Mann, der sich zu seinem Impresario ernannte, verstand es, aus selbstsüchtigen Motiven eine Entfremdung von dem Elternhause und eine vollkommene Abschneidung von der Welt herbeizuführen. Der Impresario schaffte volle Häuser durch eine bombastische Reklame, die dem jungen nichtsahnenden Künstler helle Empörung bereitete, als er durch einen Zufall dahinter kam. Durch Beschaffung von guter Kleidung, Übernahme der Reise- und Verpflegungskosten brachte es der Unredliche fertig, Herrmann Unthan für einige Jahre von sich abhängig zu machen.

Als ihm der Zustand unwürdig und unerträglich wurde, machte er einen entschiedenen, nicht ganz ohne Repressalien abgehenden Schnitt, und stellte sich endlich auf eigene Füße. Seine Engagements wußte er sich sehr bald selbst zu verschaffen.

In Pest gab Unthan drei Konzertabende, für seine Selbstkritik ist bezeichnend, was er darüber schrieb:

„In der ersten Reihe des überfüllten Saales saß Franz Liszt. Nach dem Konzert beglückwünschte er

mich und klopfte mir auf Wange und Schulter. Was war es, das mich an der Echtheit seiner Begeisterung zweifeln ließ? Wodurch erschien sie mir so gemacht? Die Wärme der übrigen Zuhörer war echt."

Die fesselnden Reisebeschreibungen, die Unthan hinterlassen hat, stammen aus der nun folgenden Zeit seines abwechslungsreichen Reiselebens. Menschen, die mit Herrmann Unthan zusammen auftraten, rühmten ihn seines liebenswürdigen kollegialen Auftretens wegen. Niemals hat er seinen eigenen Körperschaden benützt, um an Rücksichtnahme appellierend einen Vorteil zu erreichen.

Der Mann war durch seine vernünftige regelmäßige Lebensweise von besonderer Ausdauer und Leistungsfähigkeit in allem, was an Anforderungen an ein solches anstrengendes Reiseleben gestellt wurde; wie ermüdende tagelange Ritte, sofortiges Auftreten nach weiten Reisen und ähnlichen Sonderleistungen, die einem normalgewachsenen Menschen Anstrengung kosten.

In schwieriger Lage, beim Ausbruche eines gefährlichen Brandes rettete Herrmann Unthan einen schlafenden Kollegen, der durch nichts zu ermuntern war, in der originellsten Weise: er stellte ihm seinen Fuß aufs Gesicht, drückte mit den Zehen die Nase und den Mund fest zu; der Schläfer erwachte unter der plötzlichen Atemnot und konnte sich retten — Unthan ergriff noch schnell mit den Zähnen eine Kassette mit den Wertpapieren und beförderte sie ins Freie — große Werte waren neben dem Leben des Kollegen gerettet.

Durch viele Jahre hatte nun schon das Auftreten eines Armlosen tiefe Eindrücke an Mut und Daseinsvertrauen in seinen Mitmenschen geweckt.

Die eigentliche soziale Arbeit begann erst, als Herrmann Unthan während des Krieges durch die Lazarette ging, und den schwerverletzten Kämpfern Unterweisung gab im Gebrauch der Füße, Lippen und Schultern an Stelle der fehlenden Arme und Hände. Das ausgeprägte Gesicht, in dem Ober- und Unterkiefer wie Hände und Arme zu arbeiten hatten, bewahrte bei aller Markigkeit als Grundzug immer ein zufriedenes, heiteres Lächeln.

In manchem verzweifelten Gemüt blühte wieder lichtes Vertrauen auf. Das Wissen und Sehen, daß selbst schwere Verletzungen nicht dauernd gänzliche Hilflosigkeit zur Folge haben müssen, war für Viele ein Geschenk für das neu umzustellende Leben.

Mit der Inflation verlor Herrmann Unthan sein erworbenes Vermögen, ohne ein Wort der Klage. „Der Krieg hat so viele Millionen Opfer gekostet, wenn auch wir daran zerbrechen, — es geschieht ja für's Vaterland“ — so tröstete Herrmann Unthan seine Frau — und er leistete täglich zehn bis zwölf Stunden Übersetzerarbeit, beherrschte er doch durch seine Reisen sechs Sprachen wie seine deutsche Muttersprache.

Der achtzigste Geburtstag Herrmann Unthans brachte durch die mit den Feiern und Ehrungen verbundenen Aufregungen eine schwere Gesundheitsschädigung. Sieben Wochen lag er zu Bett, da raffte er sich zu einer neuen Arbeit auf. Der „Boston Monthly“ hatte einen

Wettbewerb für die beste Lebensbeschreibung erlassen, sie mußte in englischer Sprache verfaßt sein.

Unthan, der alle seine schriftlichen Arbeiten sonst selbst auf der Schreibmaschine mit den Fußfingern niederschrieb, gönnte sich hier eine Schreibhilfe, welcher er die Arbeit englisch in die Maschine diktierte. Ohne Prüfung wurde das Werk zurückgeschickt — „Die Preisaufgabe ist nur für Amerikaner oder Engländer gestellt." Der Dichter H. H. Ewers, der sich sehr freundlich für Unthans Arbeiten einsetzte, mühte sich mehrfach vergeblich, das Werk auf freiem Wege in Amerika anzubringen.

Auch nicht einer dieser Rückschläge vermochte dem armlosen Lebenskünstler den Mut zu nehmen. Als die Freunde Unthans sahen, daß er zuviel arbeitete, um seine Frau und die langjährige treue Stütze vor Not zu schützen, riefen sie ohne sein Wissen zu einer Ehrengabe für ihn auf.

Obwohl er die liebende Fürsorge, die daraus sprach, anerkannte, hat den Achtzigjährigen dieser Aufruf, von dem er zu spät erfuhr, doch aufs tiefste beunruhigt und niedergedrückt: „Ich habe durch mein ganzes Leben beweisen wollen, daß man sich auch als Krüppel selbst erhalten und für andre arbeiten kann, jetzt soll ich durch Freundesliebe gegen meinen Willen zum Bettler gestempelt werden" — das waren die Worte, in die der Mann ausbrach, als er von der gutgemeinten Freundestat hörte.

In dem „Pediskript", seinen Lebenserinnerungen, die Unthan mit fünfundsiebzig Jahren, wohl schon leichte Heimkehrgedanken empfindend, niederschrieb — hat er den bemerkenswerten Satz ausgesprochen:

„Es steht mir nicht an, darüber nachzugrübeln, ob wir wieder auf diese Welt kommen werden, aber wenn es noch einmal sein darf, dann stehe ich gerne und freudig wieder bereit, um denen, die mir Gutes taten, die Hände unter die Füße zu legen.“

Am 19. November 1929 ist Herrmann Unthan kampflos und ruhig entschlafen. Seine fünfundsiebzigjährige Witwe, Antonie Unthan, hielt wehmütige Nachhut. Über sechsundvierzig Jahre hat sie in glücklichster Ehe mit dem Manne gelebt, der für seine Mitmenschen seine ganze Kraft einsetzte.

Mit liebenswürdiger Anteilnahme hat Antonie Unthan alles, was sie zu dieser Schrift an Auskünften beitragen konnte, getan. Sie ist am 23. Februar 1931 heimwehbeflügelt ihrem geliebten Lebenskameraden in die Ewigkeit gefolgt, das Heimweh, das sich in jedem ihrer Briefe aussprach, war zu gewaltig. —

Herrmann Unthans Lebensbild ist der erste Anstoß zu dieser Schrift gewesen — ein Arzt, der auch Seelsorger war, gab mir im Jahre 1925 in einer Zeit, da ich — leider muß es gestanden sein — am Leben zu erliegen drohte, Unthans Lebenserinnerungen. Ich habe mich damals vor dem noch lebenden unbekannten Armlosen recht geschämt. — Und so möchte ich aus eigenem Erleben hier wiedergeben, was nach Antonie Unthans Mitteilungen ein bekannter Wissenschaftler über das Lebenswerk eines armlosen Helfers der Menschen schrieb: „Religion ohne Dogma.“

Johann Dietrich Warnken

„Weil ich keine Füße mehr habe"

(Der Verfasser dieser Kurzgeschichte hat in vielen führenden Zeitungen Erzählungen und Romane veröffentlicht, die wie die hier abgedruckte Arbeit, besonders auf das Schicksal Körperbehinderter in psychologisch feiner Weise eingehen. Durch eine Rückfrage bei Professor Warnken ergab sich, daß durch enges Verbundensein mit einem unlängst verstorbenen, über 26 Jahre gelähmten und zuletzt erblindeten Bruder, gerade diese Seite seines Schaffens angeregt wurde. Es ist einer späteren Zeit vorbehalten, auf das Lebensbild des geistig und sozial sehr regen Verstorbenen näher einzugehen. Hier möchte durch die Wiedergabe einer der Arbeiten nur dargestellt werden, wie das schwere Geschick eines Körperbehinderten sich als künstlerische Anregung in dieser Form auswirkte.)

Durch das Gewirre von Automobilen und Motorrädern schob sich ein Lastauto. Der Chauffeur blickte starr voraus. Auf einmal ein furchtbarer Schrei....

Während der Chauffeur mit einem harten Ruck die Bremse reißt, erfaßt sein Blick den zertrümmerten Radwagen einer Zeitung; in seinem Gehirn aber haftet noch das Bild eines halbwüchsigen Knaben, der ihn ganz nahe vor dem Auto vorüberzulenken versuchte. Die Augen des Chauffeurs suchen bei der Menge Hilfe; die läßt Entsetzen zurückweichen. Sein Blick taucht in den meinen. „Ich will Ihnen helfen," sage ich entschlossen.

Er bewegte ganz vorsichtig den Wagen, dessen eines Rad auf den Füßen des Knaben stand, um ein Geringes zurück. Mich durchjagte Kälte, dann starre Kraft. Ruhig und sachlich zog ich den schreienden Knaben unter dem Wagen hervor. Leblos schwer lag er in meinen Armen. Der Chauffeur beantwortete dem Polizeibeamten Fragen. Mehrere beteuerten ungefragt seine Unschuld. Jemand hielt ein Auto an: „Zur Unfallstation!"

Der Arzt deutete auf einen langen Tisch. „Beide Füße ab," sagte er sachlich und doch voll Mitleid. „Kennen Sie den Jungen? Man muß zu den Eltern schicken."

Ich verneinte und fragte schonend: „Wie heißt du, mein Junge?"

„Franz Leh ... nert," schluchzte er.

„Und wo wohnst du?"

„Allee 375. Aber gehen Sie nicht hin!" Flehend hob er die Arme.

„Das muß sein," sagte der Arzt, ihn streichelnd. „Was ist denn dein Vater?" Der Junge wurde rot und weinte. „Tot?"

„Nein ..., aber er wohnt nicht bei uns."

„Und deine Mutter?"

„Die wäscht. Aber, bitte, gehen Sie nicht hin!"

„Deine Mutter wird dich trösten, sie wird dich oft besuchen. Laß mich nur sorgen," sagte der Arzt.

„Nein, nein! Sie wird mich noch mehr prügeln. O, ich will sterben! Wenn ich keine Füße mehr habe, kann ich nicht fortlaufen!"

Nach einer stummen Frage an den Arzt machte ich mich auf den Weg.

Eine Viertelstunde später stand ich vor einer Frau von etwa vierzig Jahren, die kaum den Kopf von ihrer Arbeit hob; aber ich sah, daß ihr Gesicht hart und finster war. Sie wusch weiter. Dies waren Hände, die immer arbeiteten. „Frau Lehnert?“

„Ja,“ sagte sie ohne Neugier, ohne ängstliche Erwartung, den Blick stumpf auf mich gerichtet. Ich stand verlegen, wußte nicht, wie ich zu dieser Frau sprechen sollte.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“

„Sie haben doch einen Jungen?“

„Ja,“ kam es hart über ihre Lippen. Sie wurde aufmerksamer, aber sie wusch weiter. Nach diesem Ja begriff ich die Furcht des Knaben vor seiner Mutter.

„Ein Lastauto hat einen Jungen überfahren .....“ würgte ich.

„Was geht mich denn das ...?“

„Es ist Ihr Junge!“

„Meiner?“ Mein Junge? Wie alt ist er denn?“ Sie hörte auf zu waschen.

„Dreizehn Jahre wohl.“

„Franz ist fünfzehn.“ Sie wusch schon wieder.

Da bäumte sich alles in mir auf. „Es ist Ihr Junge! Beide Füße sind ihm abgefahren!“ Sie wusch, sah mich trotzig an und fragte mit leerer Stimme: „Tot ist er nicht?“

Ihr Blick krallte sich so in meinen, daß ich die unheimliche Kraft ihrer Augen nicht ertrug. Ich fühlte, sie haßte mich, weil ich nicht antwortete Ja. Totenstille lag zwischen uns. Endlich sagte sie sachlich: „Beide Füße ab und nicht tot!“ Plötzlich ein wildes Auflachen.

Sie schleuderte eine Handvoll Wäsche in einen andern Bottich. „Ewig arbeiten ..., ewig arbeiten! Für dein Kind, du Lump!“

Doch die Hände wuschen immer langsamer, und nun fiel ihr Kopf schwer auf den Rand des Waschbottichs.

Auf einmal verstand ich diese Frau bis ins Innerste. Da fuhr sie auf und schrie: „Aber, er *wird* doch sterben?“

„Nein, er wird *leben*! Kommen Sie schnell zur Unfallstation.“

„Leben ...? Ohne Füße ...?“

Ja. Und er verlangt nach Ihnen! Sie sollen zu ihm kommen!“

Die Frau starrte wie wahnsinnig. Ein höhnisches Lachen starb auf ihrem Gesicht. Ihre Augen glänzten auf, als ob ein langer, unnatürlicher Krampf sich löste und ein unerhörtes Glücksempfinden sie ergriffe. „Ich soll... zu ihm kommen?“

Sie riß die nasse Schürze ab und stieß die Holzschuhe in die Ecke. Barfuß lief sie über den Hof. „Wohin müssen wir gehen?“

Als sie, vor sich hinbrütend, neben mir im Auto saß, sagte sie: „Nun muß ich noch mehr arbeiten. Wie soll er ohne Füße verdienen?“

Sie sind ja gesund. Heute muß jeder arbeiten.“

„Aber nicht für das Kind von einem Schuft!“ stieß sie angeekelt durch die Zähne. Jeden Tag betrunken in der Gosse. Die Kinder spucken ihn an!“ Das Auto hielt. Sie sprang zuerst heraus. „Wo ist Franz?“

Man hatte ihn schon ins Krankenhaus geschafft. Aufschluchzend hörte sie es. Wir fuhren dahin. Die

Augen weit auf die Verbände gerichtet, ging sie zögernd auf das Bett ihres Jungen zu. Er schien zu schlafen. Als sie sich über ihn beugte, öffnete er die Augen und schrie laut auf.

„Es ist doch deine Mutter; sie will dich trösten,“ redete ich ihm in ängstlicher Spannung zu.

Seine Hände krallten sich in der Decke fest. Von der Frau war alle Selbstsicherheit abgefallen; sie sah vor Scham zu Boden. Ich nahm ihre Hand und legte sie in die des Knaben, der es geschehen ließ. Ohne ihn anzusehen, flüsterte sie: „Ich will bei dir bleiben, Franz.“

Er erschrak. Aber er legte tastend seine Arme um ihren Hals. „Meine Füße...“

Die Schwester löste die Mutter, zuredend, aus den Armen ihres Kindes. Sie dürfe morgen wiederkommen.

„Ja, ja. Ich werde die ganze Nacht waschen, dann habe ich Zeit.“

Vor ihrer Wohnung drückte sie mir weinend die Hand. „Nachts auf der Straße Streichhölzer verkaufen, das soll er nicht.“

*

Zwei Tage darauf erhielt ich eine Karte: „Die Operation ist gut verlaufen. Donnerstag dürfen Sie mich besuchen. Ihr dankbarer Franz.“

Ich brachte ihm Kuchen und Apfelsinen. Er war fassungslos. Noch nie hatte er Geschenke bekommen. Die Mutter saß stumpf vor seinem Bette und sah mich mißtrauisch an. An jedem Besuchstag traf ich nun mit ihr an seinem Krankenlager zusammen. Sie kamen sich immer näher.

Einmal konnte ich es nur ermöglichen, kurz vor Ende der Besuchszeit vorzusprechen. Die Mutter war schon fort. Der Knabe lag selig lächelnd da, vor sich, auf der Bettdecke, Apfelsinen und Kuchen. Strahlend sagte er, seine Mutter habe sie ihm mitgebracht, das erstemal, daß sie ihm etwas geschenkt habe.

Ohne Grauen vor den schrecklichen Entbehrungen der Zukunft sprach er dann zuversichtlich von seiner baldigen Genesung. „O, ich werde schon durchkommen. Die Mutter will immer für mich sorgen.“ Ich ergriff seine Hand.

„Weißt du noch, daß du Angst vor deiner Mutter hattest, als ich sie holen wollte? Du glaubtest, sie würde dich prügeln und wolltest lieber sterben. Nun siehst du, Franz, wie lieb sie dich hat.“

„Ja, weil ich keine Füße mehr habe!“ sagte der Knabe mit vor Freude feuchten Augen.



Tafel 15



Joseph Weiß

Joseph Weiß

Der Pilot mit einer Hand

An blauen, sonnigen Tagen hängt er da oben in der Luft und malt im gewandten Fluge große weiße Buchstaben an das Himmelszelt. — Halb ärgert man sich, daß sogar der blaue weite Himmelsbogen über uns nicht vor Reklamemalerei sicher ist, dann aber weckt die Kühnheit des Piloten, der den unermeßlichen Raum da oben mit geometrischer Genauigkeit beherrscht und in ihm zeichnet, unsere Bewunderung. Wie muß dieser Flieger seine Maschine meistern, wie müssen seine Hände und Augen das Lenkrad überlegen beherrschen!

Seine Hände? — Langsam! — Sagen wir seine eine gesunde Hand!

Als ich durch Geheimrat Lange, den Leiter der orthopädischen Klinik in München von den Kunstflügen hörte, die Joseph Weiß über dem Isartale ausführt, wurde mir jeder Tag zu lang, bis ich die Anschrift von Joseph Weiß, dem einarmigen Kunstflieger, in Händen hatte. — Und so kam endlich eines schönen Tages mit einem kernigen „Flug Heil“ das erste Echo des Piloten auf meinen Ruf nach seiner Lebensgeschichte.

Hier ist das, was der kühne Lüftemeisterer erlebte und erkämpfte, bis er sich, trotz seiner schweren Verletzung, die Geltung eines vielseitig anerkannten Piloten und Kunstfliegers errang und sich behauptete:

Der frühe Wunsch des am 5. Juli 1891 als Sohn eines Lehrers in Hohenzell in Oberbayern geborenen Jungen war, als Ingenieur zur Marine zu gehen. Mit dreizehneinhalb Jahren finden wir den zukünftigen Ingenieur in einer mechanischen Werkstätte als Lehrling. Am letzten Tage des Jahres, beim Putzen einer hochgelegenen Transmission kommt der unglückliche Lehrling mit dem linken Arm ins Getriebe — und ehe er es sich recht versieht, ist ihm der linke Unterarm von der Transmission abgedreht und hängt nur noch an einem Stückchen Haut fest.

Im Dachauer Krankenhaus wartete der Knabe die fünf Monate, in denen die Wunden zuheilten. „Erst schämte ich mich, Krüppel zu sein, aber als mir mal ein Patient des Krankenhauses auf meine Frage hin, ob ich denn auch noch zum Militär kommen könne, antwortete: „bis dahin wird der Arm wieder gut und wenn's Dich nicht gleich nehmen sollten, mußt eben noch ein bißchen warten", fand ich Befriedigung und lebte in dem Glauben, daß ich mit meinen dreizehneinhalb Jahren ja noch Zeit hätte, und daß bis dahin alles wieder gut werden würde. Diesen Kranken mochte ich von Herzen leiden."

„Und ich hielt aus, hielt aus auf Grund der mir geschenkten Hoffnung durch den erwähnten Kranken. Und in dem Glauben, daß alles wieder gut werden würde, vergaß ich eigentlich mein Gebrechen. —

In der orthopädischen Anstalt bekam ich eine Ausbildung als Schreiber; zuerst wurde mir der Beruf eines Schneiders nahegelegt, doch ich wehrte erschrocken ab — da wäre ich ja meiner Sehnsucht noch ferner gewesen,

während ich als Schreiber immer noch die Möglichkeit vor mir hatte, auf einem technischen Büro dem Autofach wenigstens nahezukommen.

Als ich das „Heim für krüppelhafte Kinder“ nach drei Jahren mit besten Zeugnissen verließ, versuchte ich in zwei verschiedenen Stellen nacheinander als Schreiber mein Heil. Die moderne Luftfahrt begann mich zu interessieren.

Ganz unweit von Fürstenfeldbruck, in Puchheim, wurde der erste Flugplatz für München angelegt. Nicht lange dauerte es und schon bekam man dort die ersten Flugzeuge und wirklichen Flieger zu sehen. Mein Interesse wuchs von Tag zu Tag, und als ich den ersten Flieger in der Luft sah, sagte ich mir: „wenn der das kann, kann ich es auch.“ Und nun begann es mit Macht in mir zu arbeiten. Kein Mensch konnte mich davon überzeugen, daß ich mit meinem kaputten Arme nicht auch das Fliegen erlernen könne. Nicht lange dauerte es, da hatte ich mir einen Freund, einen Tischlergesellen gewonnen, welcher sich für meine Idee interessierte und der Bau eines wirklich großen Flugzeugs wurde begonnen, finanziert von meinem Ersparten. Das Flugzeug, an dem nur nachts gearbeitet wurde, wurde fertig und nach Puchheim gebracht und aufmontiert.

Das Geld war ausgegangen und das Herz des Flugzeugs — der Motor — fehlte. In Fürstenfeldbruck, wo dieses natürlich nicht zu verheimlichen war, wurde ich nun verspottet und ausgelacht, was mich so kränkte, daß ich meine Stellung dort aufgab und mich nach München verdrückte. Dort begann ich, nachdem ich wieder einen gutbezahlten Posten bei einem Anwalt gefunden hatte, vom Neuen zu sparen, auf den Pfennig

genau wurde gelebt und in kurzer Zeit hatte ich das Geld zum Fliegerkurs beisammen.

Schon 1913 im April ging ich nach Burg bei Magdeburg, wo für 500.— Mark und 200.— Mark Bruchkaution Fliegerkurse stattfanden. Am 19. April 1913 traf ich dort ein, am Sonntag früh wurde mir die Maschine vorgeflogen trotz schlechten Wetters. Am Montag, früh ½7 Uhr, bekam ich die Maschine und flog so glänzend, daß man mir meine Anfängerschaft nicht glaubte. Wieder kam mir der alte Gedanke, vielleicht doch noch zum Militär kommen zu können; denn mit dem Begriff Militär war für mich die Vorstellung verbunden, daß mir körperlich nichts mehr fehle, daß ich auf diese Weise körperliche Vollwertigkeit beweisen könne.

Vor dem Kriege hatte ich dann mehrfach Gelegenheit, allerlei alte Flugzeugtypen zu fliegen, bis endlich der Krieg eine Wendung brachte und ich durch freiwilligen Eintritt zur Fliegertruppe kam und die damals schon verbesserten Kriegsmaschinen fliegen durfte. Aber vorher drohte mir zweimal Entlassung und erst ein drittes Mal gelang es mir, neun Monate dabei zu bleiben, bis ich abermals zufolge meines gebrechlichen Armes entlassen wurde. Flog ich auch die damaligen Typen durchweg einwandfrei und schneidig, so glaubte ich mich auch berechtigt, mich ebenfalls — wie es andere eben auch taten — an die Front melden zu dürfen. Fast wöchentlich erschien ich beim Abteilungsführer, bis er mich wissen ließ, daß er mich, wenn ich nochmals käme, einsperren lassen werde, damit ich es mir endlich mal dahin überlegen könne, daß ich nicht an die Front kommen könne, denn was würden die Feinde sagen,

falls sie mich erwischen sollten und feststellen könnten, daß wir Krüppel an der Front hätten.

„Zum Zahlmeister mache ich Sie hier und fliegen lehren können's die Leute, welche neu kommen und noch nie geflogen haben," meinte der Herr Rittmeister und mir wars zum Umsinken. Da auf einmal löst sich der militärische Ton und auf das Wörtchen „Rühren" hole ich erst Mal Luft und der Rittmeister fährt fort: „Ja, wie wäre es, wenn Sie es mal als Einflieger bei einer Fabrik versuchen würden, die suchen auch tüchtige Piloten, wenn Sie da was finden, geben wir Sie frei?"

„Werde es versuchen, Herr Rittmeister, und mich dann wieder melden."

„Ja, versuchen Sie es, und wenn Sie etwas Passendes haben, melden Sie sich wieder."

Am anderen Tage wurde ich von der Kompagnie auf die Fokkerwerke in Schwerin i. M. aufmerksam gemacht, erhielt einen Urlaubsschein, und tags darauf war ich schon bei den Fokkerwerken selbst, um eine Anstellung als Einflieger zu bekommen.

Dort war ich von August 1915 bis Kriegsschluß als Einflieger tätig. Hier hatte ich nun durch mein Draufgängertum es zum 1. Einflieger gebracht, sämtliche Fokkerhöhen wurden von mir in Rekordzeiten aufgestellt. Ebenso arbeitete ich viel an der Verbesserung der einzelnen Typen, da ich fast sämtliche auftretenden Mängel durch Arbeiten mit ihnen festzustellen vermochte.

Den bekannten Kampffliegern flog ich bei ihren Besuchen im Werke stets die neuen Maschinen vor und zeigte, wie ungefährlich so eine Kampfmaschine aus unserem Werke zu fliegen sei.

Und so behauptete ich mich bei Fokker als Einflieger, trotz vieler Anfeindungen, die nicht ausblieben, von August 1915 — meinem Eintritte — bis Kriegsschluß, als Fokker sein Werk schloß und Deutschland verließ.

Wenn ich nicht immer wieder eben in den Lüften arbeiten und atmen konnte, fehlte mir viel. So nahm ich mit Freuden im Jahre 1927 beim Zirkus Barum eine Stelle als Reklameflieger an.

Wer einmal schwere, viel Ausdauer erfordernde Arbeit kennen lernen will, soll nur als Angestellter im Zirkus mitgehen; hier wird von jedem Einzelnen voller Einsatz seiner Kraft gefordert.

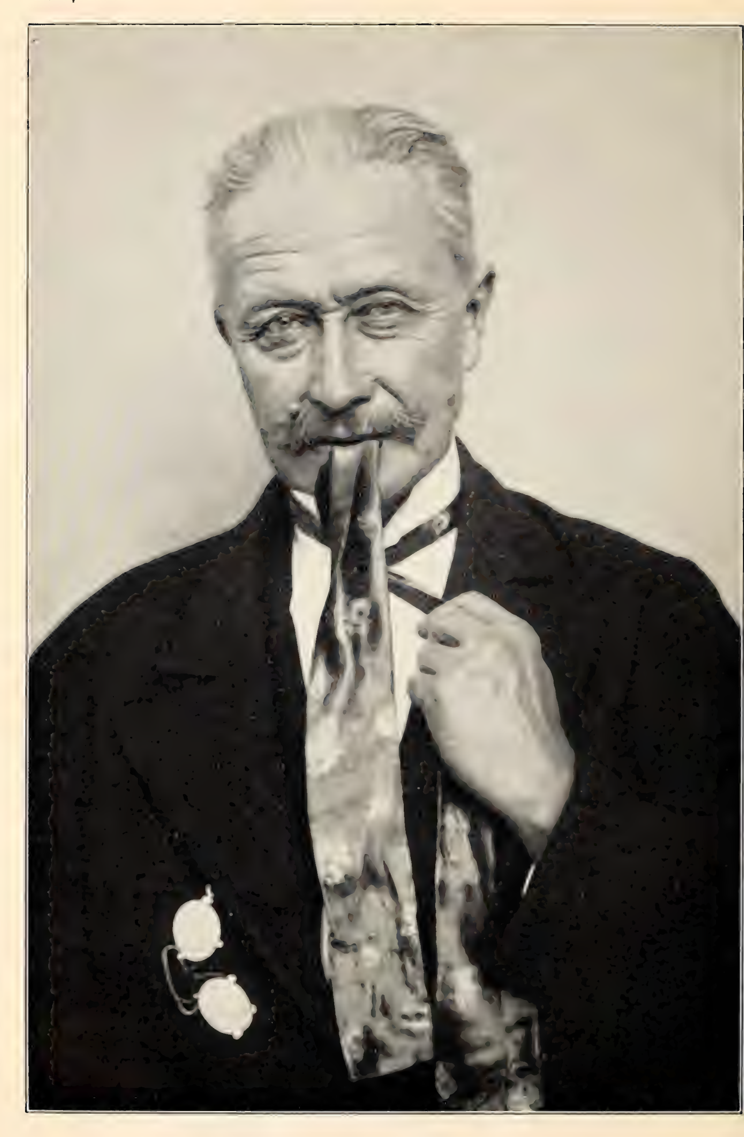
Vier Jahre zog ich mit Zirkus Barum durch ganz Norddeutschland; von der Saar bis an die Memel, schrieb ich meines Auftraggebers Reklameworte in sicherem Fluge ans blaue Firmament, bis sie im leichten Ätherblau zu Nichts verströmten.

Im Herbst 1930 mußte Barum aus der schweren Wirtschaftslage heraus die Reklameflüge einstellen — den Apparat aber, mit dem ich während der 4 Jahre geflogen war, schenkte mir mein Chef in liebenswürdiger Weise.

Nun ist mein weiterer Lebensweg nicht vollkommener Sonnenschein. So sehr ich mich einerseits in aller Bescheidenheit freue, daß ich dem gebrechlichen Körper soviel abzwinge, wie ein anderer unbeschädigter Mensch bei Einsatz aller Kräfte leisten kann, so schmerzlich ist mir oft, wenn ich bei großen Schauflügen nicht zum Engagement komme. Aber vielleicht, — so hoffe ich — kommt einmal der Tag und auch die Zeit, in der mein deutsches Vaterland mich brauchen kann, dann stehe ich bereit mit ganzem Herzen!“ Flug Heil!



Tafel 16



Geza, Graf Zichy

Geza, Graf Zichy
Einarmiger als Klaviermeister und Lehrer der Schwerbeschädigten im Kriege

Als bald nach Kriegsausbruch sich unter den unausbleiblichen harten Folgen auch Krieger befanden, die eine Hand, einen Arm und zu allem Unglück oft sogar den rechten Arm verloren hatten, sahen sich alle Beteiligten vor schwere Aufgaben gestellt. Die Ärzte und Pfleger hatten den Wunsch, helfend aufzurichten, und die Verwundeten selbst erlebten die Notwendigkeit, nun mit schwer beschädigtem Körper ihr ferneres Dasein so lebenstüchtig und lebenswert umzugestalten, daß sie nicht ständig ihre Verluste schmerzlich empfinden mußten.

Um jene Zeit kam eines Mannes Lebenserfahrung vielen Schwerverwundeten zu statten, — die Erfahrungen des Einarmers Geza, Graf Zichy's, der im schönsten Jugendalter den rechten Arm verlor, und der durch unerbittliche Selbsterziehung soweit kam, mit dem ihm noch verbliebenen linken Arm alles das tun zu können, was er früher mit dem rechten oder mit beiden Händen und Armen tat. — Da war nun einer, der alles schon v o r - erlebt, v o r - erlitten hatte, und der auch die Gabe und den Willen besaß, seine Erfahrungen für andere wertvoll mitzuteilen.

Seine Ausführungen machten großen Eindruck auf die Verwundeten und selbst Unverletzten gaben solche

Mitteilungen Anlaß, doch einmal auch ohne Not die Geschicklichkeit der linken Hand zu prüfen, oder — besser noch — zu üben. Wissen wir doch alle nicht, ob wir nicht eines Tages mit gemindertem Körperbefund fertig werden müssen, des Lebens Wechselfälle sind ja gottlob unberechenbar. —

Doch kommen wir zum Grafen Zichy und seinem Lebenswege:

Vom Augenblick seiner Geburt an ist alles in Zichy's Leben ein Behaupten gegen Widerstände aller Art gewesen. Und wie sich diese Widerstände lösten, war es immer noch segensreich für andere mit. Im Kanonendonner des Jahres 1849 wurde er in Ungarn geboren, während die feindlichen Russen gegen sein elterliches Schloß anrückten. In der Eile hatte man einen großen Teil der Wertgegenstände, — darunter auch einige besonders wertvolle kleinere Standuhren — der Wöchnerin in das Bett gesteckt, in der Annahme, daß man sich an eine Wöchnerin mit ihrem Säugling nicht heranwagen würde.

Ein baumlanger Russe aber, der bis in die Wochenstube eindrang, ließ sich von diesen Umständen nicht beirren; er war gerade im Begriff, nach dem Neugeborenen zu langen, als etwas ganz Unerwartetes geschah:

Es war zwölf Uhr mittags und die verborgenen Uhren begannen aus ihrem Versteck heraus in allen Tonarten zu schlagen. Als guter Katholik kniete der Russe sofort, seiner Heimats- und Glaubenssitte gemäß, nieder, betete und bekreuzte sich. Als er wieder aufstand, war er scheinbar im Gebet anderen Sinnes ge-

worden; er segnete Mutter und Kind und verließ das Zimmer, ohne weiteren Argwohn zu zeigen. —

Der junge Geza hatte die übliche Erziehung und Ausbildung seiner Standesgenossen erhalten. Die Vorliebe für das Klavierspiel und die Jagd waren seine starke Seite. Im letzten Schuljahr, als er auf die Abschlußprüfung hin arbeiten sollte, traf ihn der entscheidende Unglücksfall.

Mit dem Augenblick dieses unerwarteten Geschehens schien er auch zugleich eine neue innere Lebenskurve anzutreten, denn von jenem Tage an wurde aus dem bis dahin ziemlich ängstlichen, oder — wie er sich selbst nennt — feigen Kinde ein plötzlich sich behauptender junger, schnell reifender, mutiger Mensch.

Das erste, was er tat, als er den brennenden Schmerz nach dem verhängnisvollen, unversehens losgegangenen Schuß spürte und den roten springenden Quell sah, der seiner großen Pulsader entfloß, war, daß er sich zum ersten Mal in seinem Leben mit der linken Hand bekreuzte.

In dieser Handlung lag — mehr unbewußt — wenn man die Tatsache tiefer erfassen will, schon sein ganzes ferneres Lebensprogramm. Wie der Apfelkern in sich das wunderbar feine Geäder zeigt, in dem man die Anlage des späteren Apfelbaumes erkennt, so lag in diesem einfachen selbstverständlichen Übernehmen der Funktionen, die vorher die Rechte erfüllte, von der Linken schon ein schicksalhaftes Bekennen und Ergreifen der veränderten Lage.

Von nun an, — so schwört er sich selbst — muß die Linke alles mittun, was bisher die Rechte tat.

Die ganze nüchterne Art, wie Zichy sich nun zu der neuen, ungewöhnlichen Lebenslage stellte, begann in dieser Stunde.

Csiky, der Erzieher des Grafen, hatte in einem merkwürdigen Traumbilde in der vorhergehenden Nacht seinen jungen Zögling Geza auf sich zukommen sehen und die Worte im Traum sprechen hören: „Ein Teil meines Körpers ist schon verwest.“

Es war nun noch nicht zum zweiten Male Abend, als man auch schon — nach der notwendig gewordenen Amputation —, den abgenommenen Arm des jungen Mannes — unter einem weißen Tuche verdeckt — in einem verborgenen Teil des elterlichen Parkes begrub.

Bei den ihm gewohnten behaglichen Lebensumständen Zichy's hätte es nun jeder Mensch in Ordnung gefunden, wenn der junge Graf ein langes Krankenlager und ausgedehnte Genesungspflege gehalten, und womöglich vermehrte persönliche Bedienung gefordert hätte.

Nichts von dem geschah, sondern das Gegenteil trat ein:

Zichy hatte gleich nach seinem Unfall die fast allen Schwerverletzten leider unerläßliche Erfahrung zu machen, daß vor allem seine Eltern und Angehörigen über sein Unglück getröstet werden mußten. Man fand ihn aber schon am vierten Tage ruhig kartenspielend und nach 14 Tagen war er wieder auf den Beinen. Allerdings fühlte er sich unbehaglicher als im Bett, weil er seine Unbehilflichkeit mehr spürte, wenn er auf den Füßen war. Da galt es vor allem die veränderte Gleich-

gewichtslage auszugleichen. Die erste kleine Freude erlebte Zichy, als er beim Versuche, mit der linken Hand zu schreiben, feststellte, daß sich das Charakteristische seiner Schriftzüge auch im Schreiben mit der linken Hand ausdrückte. Solche scheinbar nebensächlichen Dinge bedeuten für den um seine Einordnung besorgten Verwundeten immer einen recht ermunternden Erfolg. Sein erster Brief, den er schrieb, war an seinen Erzieher gerichtet, er enthielt ein verpflichtendes Gelübde.

Unter dem ehrenwörtlich gegebenen Versprechen, den Brief erst nach einem Jahr zu öffnen, nahm sein Erzieher, Csiky, den Brief an; er enthielt die folgenden Worte:

„Mein lieber Csiky! Bin ich von heute in einem Jahr nicht imstande, das, was die anderen mit beiden Händen machen, mit einer Hand zu vollbringen, so schieße ich mir eine Kugel in den Kopf."

Zu dieser Kugel kam es nie! Denn der junge Graf erreichte nicht nur sein selbst gesetztes Ziel, sondern noch darüber hinaus errang er ein bedeutendes Mehr.

Er zog in einem reichbewegten Leben, das in einer fesselnden Lebensgeschichte niedergelegt ist, durch die Welt und veranstaltete mit seltener Virtuosität Klavierkonzerte, bei denen er Beifall errang, der nichts mit dem Mitleidsbeifall zu tun hatte, den man Krüppeln freigebig spendet. Den Ertrag der Konzerte stiftete er den Armen. Bis er es zu diesem musikalischen Können brachte, mußte er allerdings sehr viel Fleiß und Unverdrossenheit aufwenden.

Das Nächstliegende nach jenem Unfall war für Zichy, sich von persönlicher Bedienung freizumachen.

Ein ungeschickt sich anstellender und verlegen lächelnder Diener wurde mit einem kernigen Wort hinausbefördert, dann schloß der junge Einarmer die Tür hinter sich zu, und versuchte das selbständige Ankleiden, bis es von Erfolg gekrönt war. Es dauerte allerdings volle drei Stunden, — Türklinke, Möbelstücke, Füße und Zähne wurden zu Hilfe genommen — aber es gelang doch!

Am schwersten fiel der Kampf um die Zurückeroberung des Klaviers. Mit wahrer Angst vermied er es erst, in die Nähe des Instrumentes zu kommen, die weißen Tasten erschienen dem jungen Mann wie Zähne eines grinsenden Totenkopfes, aber auch das geliebte Klavier wurde zurückerobert. —

„Kaum war meine Wunde geheilt, so ging ich in die Fechtschule und haute wacker darauf los. Ich bekam auch wieder eine Klavierlehrerin, sie war eine harte, unbarmherzige Dame: die Not, die nicht nur Eisen, sondern auch Klaviere bricht! Mein Arm erstarkte, meine Finger wurden zu Stahl. Ich wollte Klavier spielen und fing an, meinen Daumen als rechte Hand zu gebrauchen. Ich war ein Empiriker.

Über Theorien des einhändigen Klavierspiels grübelte ich nicht nach, ich wußte überhaupt nicht, wie es zu machen sei, aber ich machte es! Im August legte ich die Semesteralprüfungen mit sehr gutem Erfolg ab, und im September schlich ich — mit meinem Gewehr auf dem Rücken — aus dem Seregèlyser Schloß. Mein Vater ertappte mich. Er runzelte die Stirn und fragte mich mit gestrenger Stimme: „Wer hat es Dir gestattet, auf die Jagd zu gehen?“ — „Ich selbst, lieber Vater, ich will und werde ein ganzer Mann sein!“

Der alte Soldat schloß mich in seine Arme und stammelte unter Tränen: „Recht so, mein Bub, recht so, mein lieber Bub!“

Mit dem Schießen ging es leicht, aber mit dem Treffen da hieß es Geduld haben. In allen Fällen glückte es dem jungen Geza indessen nicht so ohne weiteres, des Vaters Zustimmung zu erreichen; als er mit 17 Jahren beim Militär eintreten wollte, mußte er sich schweren Herzens in das strenge „Nein“ fügen — als Trost wurde ihm erlaubt, Mitglied eines Ruderklubs zu werden. Bei dieser Gelegenheit war er erpicht, seinen Freunden zu zeigen, wie man als Einarmer die Donau schwimmend durchqueren konnte.

Gewiß war hier Zichy gerade der Verlust des rechten Armes ein Anreiz dazu, mit dem linken die möglichst schwer erreichbaren Dinge zu tun. Oft entsetzten sich die Mitbürger seines Wohnortes und der Umgebung, wenn er in rasendem Galopp durch die Straßen ritt oder kutschierte. Man schrie und schimpfte hinter ihm her: „Der Narr, er will sein Genick brechen, da reitet er mit seinem einen Arm herum und zu Hause hat er Weib und Kind!“ — Selten konnte ja ein Mensch begreifen, daß dies gerade w e g e n des einen Armes geschah, ein so stolzer Sinn wollte einfach kein Manko gelten lassen. —

Mit dem Bekanntwerden und der sich tief verankernden Freundschaft mit Musikprofessor Robert Volkmann und mit dem schon betagten Komponisten Franz Liszt nahte Geza Zichy's Spielmannszeit heran. — Der urwüchsige Volkmann gestattete keine Halbheiten. Hatte Geza sich den Musikunterricht bei ihm beharrlich er-

trotzt, so mußte er nun auch etwas leisten, — der unbarmherzigsten Kritik konnte er sicher sein.

Viele Musikstücke übertrug sich Zichy selbst als Satz für die linke Hand, die er dann seinem alten Freunde Franz Liszt vorspielte. Diese Freundschaft mit Liszt hatte insofern einen psychologisch feingestimmten Hintergrund, als Franz Liszt sein eigenes erstes Auftreten und die Aufmerksamkeit, welche die Öffentlichkeit ihm schenkte, einem ebenfalls stark Körperbehinderten zu verdanken hatte, nämlich dem blinden Pianisten Baron Braun, der das Kind Franz Liszt — den zukünftigen Komponisten — zum ersten Male neben sich auftreten ließ! —

Ein bezeichnendes Lob wurde dem einarmigen Klavierspieler Zichy einst in einer Gesellschaft anspruchsvoller Hörer ausgedrückt, — ein Konzert, in dem auch Sarah Bernhardt mitwirkte. Jemand rief aus: „Der junge Mann hat nur einen Arm und spielt vierhändig!“

Einmal gab es eine Spanne Zeit in Zichy's Leben, wo er glaubte, auch der unentbehrlichen linken Hand entsagen zu müssen: Ein schlecht geführter Hieb beim Fechten setzte wochenlang die Hand außer Kurs, eine schwere Sehnenzerrung ließ das Schlimmste befürchten. So begann der Einarmer nach Wochen der verzweifelten Hilflosigkeit die Füße zu allen möglichen Verrichtungen herbeizuziehen. —

Bald nach seiner Verwundung im Jahre 1863 schrieb Zichy in sein Tagebuch: „Wenn mich Gottes Gnade noch auf Erden wandeln läßt, so will ich zu Nutz und Frommen so vieler junger Menschen das „Buch des Einarmigen“ schreiben. Ich werde jeden Handgriff nicht

nur genau beschreiben, sondern auch zeichnen und photographieren lassen. Jede moderne Schlacht macht ja Tausende von jungen Männern zu Einarmigen; sie sollen nicht verzweifeln, sie sollen sich nie als Krüppel fühlen, sie sollen ganze Männer sein.“ Und so kam mit dem großen Weltkriege die Zeit, in der Zichy's Vorsatz nach Verwirklichung drängte. Eine mit 38 Bildern ausgestattete Ausgabe: „Buch des Einarmigen“ fand in viele Lazarette den Weg, und erlebte eine Reihe von Auflagen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). In einem großen Memoirenwerk, das schon vorher ebendort erschien, ist in flüssiger, eleganter Form das gesamte Lebensbild Zichy's gezeichnet, gerade aus dem Verständnis heraus, ist die Tatsache, daß der Einarmer sein Schicksal für die Leidensgefährten schrieb, als eine schöne Gabe sozialen Empfindens zu bezeichnen. Die Art, wie er sich als Angehöriger der wohlhabenden Klassen selbstverständlich unter die Leidenden und Entbehrenden stellte, hat ihm durch die eigne Tat noch das Prädikat verliehen, das er schon durch Geburt erhielt — ein Aristokrat der Seele! Der Wahlspruch des Grafen Geza Zichy ist seines Lebens Sinn und Bild geworden:

„Denkend wagen,
Herz befragen,
Stolz ertragen,
Nie verzagen!“

Bethel

Eine ganze Stadt Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen

Als das Nachwort zu diesem Buche schon geschrieben war, wurde die Anregung gegeben, noch von einzelnen Geschicken, die sich in Bethel finden, etwas zu berichten. Gerne fuhr ich zu dieser seltsamen Stadt, die zwischen den Höhenzügen des Teutoburger Waldes im Ravensberger Land bei Bielefeld in anmutiger Lage eingebettet ist.

Vom ersten Augenblick an in dem ich Bethel betrat, hatte ich auf allen Wegen und in allen Begegnungen zu korrigieren an dem Bilde, das man sich „draußen" von Bethel machte.

Keine hohen Gittertore, die sich nach Verhör vor uns öffneten und hinter uns geschlossen werden, keine uniformierten Wärter und auch keine „Musterbetriebe", die man bestenfalls besichtigen könnte, sondern schlichtes, kraftvolles, ja man muß so sagen: gesundes Eingliedern vieler Kranker auch schwerst behinderter Menschen in ein Leben der Arbeit; in das Helfen von Mensch zu Mensch und im ganz nahen, sich stark auswirkenden Sinne für die ganze Menschheit.

Zuerst einige Zahlen und Angaben: 2544 Epileptische, 653 Geisteskranke, 4083 Nervenkranke, 92 Alkoholiker, 1712 jugendliche und erwachsene Erziehungs-

bedürftige, 198 Psychopathen, 290 landwirtschaftliche Umschulungsarbeiter aus der Industrie, 5150 Arbeitslose und Wanderer, 385 Altersheim-Insassen, 5485 körperlich Kranke, 114 Krüppel, 749 Schulinternats-Insassen, 4376 Kurhaus- und Hospiz-Besucher und 536 Freizeitgäste sind in der Statistik der Betheler Anstalten vom Jahr 1931 genannt. Das sollen die einzigen trockenen Zahlen sein, die ich gleich an den Anfang setze, um einen Begriff der Größe und Vielseitigkeit zu geben von dem, was in Bethels Anstalten sich zusammenfindet. Außerdem natürlich noch Ärzte, Diakone, Diakonissen, gesunde Handwerker und Seelsorger, welche den gesunden Stab dieser Stadt mit dem doppelten Antlitz bilden.

Man hat Bethel die Stadt des Elends genannt. Mit viel größerem Recht könnte man sie die Stadt der Schenkenden nennen; weil Helfen und Schenken die Lebensluft Bethels ist; denn wer könnte Bethel je ohne inneren Gewinn verlassen?

Als bekannt soll vorausgesetzt werden, daß im Jahre 1872 Friedrich von Bodelschwingh gebeten wurde, die Leitung eines seit fünf Jahren bestehenden Epileptiker-Heimes zu übernehmen, in welchem vier epileptische Knaben hier durch staatliche Fürsorge untergebracht waren.

Eine durch's ganze Minden-Ravensberger Land gehende Erweckungsbewegung, getragen von einem blinden Manne und seinem Freunde, hatte den geistigen Boden weithin mitbereitet, in dem eine solche Liebessaat, wie sie der nachher „Vater" genannte glaubensstarke Friedrich von Bodelschwingh legte, gedeihen konnte.

Da ich zu einer Schilderung des gegenwärtigen Bethels gleich übergehen möchte, versage ich mir ein näheres Eingehen auf den so fesselnden Lebens- und Arbeitsgang Friedrich von Bodelschwinghs. In der großen Biographie, die Gustav von Bodelschwingh, sein zweiter Sohn, geschrieben hat, ist alles niedergelegt, was zu einem Vorstudium für den Besuch Bethels sehr wertvoll ist.

Nun aber das Gegenwartserlebnis: Im Pförtnerhäuschen bekam ich von einem schwer körperbehinderten Mann in denkbar kürzester Zeit Auskunft über Weg, Speisegelegenheit und Zeiteinteilung, die ein planvolles Auswerten meiner Studientage in Bethel gewährte. Bis ich zum Hause, in dem ich einige Zeit wohnen wollte, gelangte, das so ziemlich am anderen Ende Bethels liegt, hatte ich schon mit drei recht verschiedenen Einwohnern Bethels gesprochen. Ein „Bruder von der Landstraße", wie Bodelschwingh die Wanderarmen nannte, war ein Stück Weges mit mir am Wiesenrand entlang gegangen, und hatte mir erzählt, wie er hier in acht Tagen seines Aufenthaltes reinliche, ganze Kleidung, sauberes Bett und kräftige Kost durch Landarbeit verdient. Dann gabelten sich unsere Wege. Der nächste war ein tauber alter Mann, der mit heiterem Kopfschütteln und Deuten nach beiden Ohren meiner Frage nach dem weiteren Wege pantomimisch Antwort gab, — wir haben uns in den folgenden Tagen bei öfteren Begegnungen noch recht gut unterhalten gelernt, ich war leider das erstemal nicht so schlau, das geschriebene Wort zu benützen. Und der dritte Mensch war eine junge Schülerin der Haushaltschule, sie wies

mich das letzte Stückchen Weg zum weitläufigen westfälischen einstmaligen Bauernhaus, dem „Lindenhof“, der nun das Heim der Volkshochschule ist, in der ich die folgende Zeit wohnte.

Neben der großen „Deele“, dem Versammlungsraum, wenn der Speisesaal nicht ausreicht, lag mein stilles Zimmerchen, von dem aus ich nun täglich mehrmals mit oder ohne Führung meine Gänge unternahm, wenn ich mir nicht einige Stunden Zeit nahm, um mit den Lindenhofleuten Gespräche zu führen, die mir von dem so weit reichenden Arbeitsgebiet dieses modernen christlichen Volkshochschulheims lebensvolle Eindrücke vermittelten.

Ein Wort schreibe ich hier dankbar nieder, das mein Führer im Laufe eines Ganges durch die Anstalten aussprach, als ich meiner Freude Ausdruck gab über die natürliche Anteilnahme, die sich gegenseitig in allen Häusern, wo wir hinkamen, zeigte: „Wir sind uns bei diesen Gängen klar, daß wir unsere Kranken besuchen, und nicht besichtigen.“

Und so war es in der Folge, ob ich allein ging oder mit Begleitern; ein Besuchen und gegenseitiges Anteilnehmen.

Das Grundprinzip Bethels ist Arbeitswille, Arbeitsgeist! *Und das in einer Zeit — im Sommer 1932, wo die große Not der Zeit im Fehlen an der Arbeit liegt!*

Die blühende fruchtbare Gartenstadt, die ohne Übertreibung gesprochen aussieht, als stehe sie vor einem Wettbewerb für Garten und Fensterschmuck, ist mit Blumen überschüttet. Das pflegliche Abwarten und Be-

hüten, das den kranken Menschen gegenüber hier Übung ist, hat sichtbaren Ausdruck im äußeren Bilde Bethels.

Das Wesen der Epilepsie läßt neben periodischer Wiederkehr der Anfälle Zeiten des gesunden Befindens stehen. In diesen Pausen des Wohlbefindens verrichten alle Kranken unter Anleitung ihrer Helfer mit großer Befriedigung wertschaffende Arbeit. Friedrich von Bodelschwingh hat von Anfang an erkannt, welche Segenskräfte gerade für Kranke im Schaffen liegen. Deshalb steht Arbeit und tätiges Leben im Programm der Bodelschwinghschen Anstalten. Um jedes Haus liegt so viel Garten- und Gemüseland, wie von den Hausbewohnern selbst besorgt werden kann. Gemüse, Salat, Beerenfrüchte nach Möglichkeit im Anstaltsgarten gezogen, lassen das Essen bewußter genießen. Die zunehmende Verdämmerung des Bewußtseins, die leider häufig mit dem Vorschreiten der Epilepsie vor sich geht, wird erfahrungsgemäß wesentlich aufgehalten, wenn der Kranke durch Tätigkeit dem trübsinnigen Sich-selbst-Überlassensein entführt wird.

In der Straße der Handwerker klingt das Hämmern auf dem Eisen aus der Schmiede, die Tischler, die Schuhmacher, die Schneider schaffen hier. Gesunde Werkmeister tragen die Verantwortung für die Lehrlinge und sorgen dafür, daß die Kranken nicht an Maschinen oder sonst in Körperstellungen arbeiten, bei denen sie sich unversehens beschädigen könnten, wenn sie fallen. Fallsucht ist ja der volkstümliche Name der Epilepsie.

Nahe bei jedem Arbeitsraum, in jedem Schulzimmer, selbst in der Kirche steht schnell erreichbar ein Ruhebett, auf das man den Fallenden sofort niederlegt,

wenn er einen Anfall erleidet. Der „Normale“ von draußen kann nur lernen, wenn er sieht, wie hier in hilfsbereiter, sorglicher und ruhiger Selbstverständlichkeit die Leidensgefährten zugreifen, um einem der ihren zu helfen. Sie schützen ihm die Zunge vor dem Zerbeißen, legen den Kopf in erträgliche Lage und lassen nach überwundenem Anfall dem Erschöpften Ruhe. Schon vom Schulzimmer an ist das ruhige, gelassene Gepflogenheit: Einer dem Andern helfen!

Doch nun wieder zur Arbeit: Der Brotbedarf Bethels ist kein geringer, das Brot wird einschließlich des Mehles in Bethel selbst erzeugt. Die Mühle liegt so zweckmäßig mit der Bäckerei verbunden, daß aus dem letzten Mahlgange das Mehl bei Bedarf gleich in die großen Knetmaschinen in sackartigen Schläuchen von der Decke herunterläuft. Ein gesunder Bäcker „schießt“ flott ein, während ihm zwei Kranke im Wechsel die Brote reichen. Es ist ein frohstimmender Rhythmus des Entstehens, wenn man da zuschauen darf.

Das nächste Haus, die Brockensammlung. Der originellste Betrieb Europas darf man diese Brockensammlung nennen. Es ist nicht die erste Brockensammlung, die ich sehe, aber doch die einzige dieser Art. Achtzig Epileptiker ordnen, sondern und gewinnen hier aus den scheinbar wertlosesten Brocken, was noch zu retten ist. Nach der ersten Station, der Desinfektion sämtlicher eingehender Brocken, feiert alles Verwertbare fröhliche Wiederkehr. Da sitzt ein Mann, der schneidet alle Knöpfe von den unbrauchbaren Kleidern ab, ein anderer sortiert sie gleich in Schachteln für die Schneider- und Ausbesserstuben. Hast Du Dich wohl schon einmal einer

so schönen festen Stanniolkugel gefreut, lieber Leser, die Du vielleicht in Jahren und Jahren in liebevoller Sammelarbeit zusammenballtest? „Nun wird sie eingeschmolzen," denkt man beim Abschied! Oh nein, hier nicht! Hier sitzt ein kranker Mann, der sehr viel Zeit hat, der sich tödlich langweilen müßte, da für seine nur noch schwache Kraft gewiß kein Auftraggeber sich fände. Hier blättert er den festen Stanniolball mit behutsamen Fingern auseinander. — Es sind viel mehr Arten darin enthalten als man ahnt; das Schmelzprodukt aber ist hochwertiger, reiner, wenn es vorher sortiert wurde. Der Kranke aber empfindet diese tatsächliche Wertung, die seine Hände da vollziehen, mit Genugtuung. Dasselbe Gefühl des Werte-Schaffens entsteht beim geduldigen Lösen der verknüpften Paketschnüre, wie oft kommt man allein schon innerhalb der Brockensammlung selbst zum Entknotungsmeister und holt sich eine tadellose Schnur, die man zum Sortieren, Verpacken oder Aneinanderbinden der gesichteten Brocken benötigt. In der Verkaufsstelle, in den Gärten und Häusern nimmt man froh solche großen Bindfadenwickel entgegen — ein Schwerbehinderter diente in seiner Art! Die Uhrmacher, auch die Goldarbeiter finden zu tun im Reparieren; Gipsbüsten und weiße Marmorkreuze finden sich dort ein, daneben als Invalid aus allerneuester Zeit, ein ausrangierter Detektor. Würziger Terpentingeruch strömt aus einer Malerwerkstatt, ein alter Schrank ist auf neu lackiert worden, daneben glänzt ein neu aussehender Gartentisch, seine eisernen Füße waren einst die Untertanen einer ehrlich und rettungslos zu Tode gerackerten Nähmaschine.



Pastor Friedrich v. Bodelschwingh



Kranke Frauen in Bethel arbeiten im Garten



Zwar ein wenig viel der Helfer für den kleinen Wagen — aber die kranken Kinder wollen alle mithelfen

Das Antiquariat machte mir das Weitergehen schwer, außer „Oesers ästhetischen Briefen" sah ich Goethes Werke, und Kochbücher; fein in Regalen geordnet, Prachteinbände und Broschüren. Dem, der's registriert, eine unterhaltsame Arbeit, dem, der's kaufen will, eine ausnahmsweise preiswerte Gelegenheit. Die Verkaufsstelle ist dann auch dauernd besucht. Meist sind es Unbegüterte der Umgebung, die in der Betheler Brockensammlung kaufen, und denen wieder diese billige Gelegenheit zugute kommt. Und was aber groß, wenn auch unsichtbar darüber steht, ist: Achtzig Kranke dem lähmenden, trübsinnigen Nichtstun entrissen!

Jeder, der hier arbeitet, ist ein Rädchen im Uhrwerk der schenkenden Stadt Bethel, vielleicht auch manchmal nur ein Zahn eines solchen Rädchens, aber gerade dieses freie, ruhige, sich eingliedernde Mitarbeiten in allen Betrieben hat zur Bewährung in dieser großen „Schicksalsuhr Bethel" geführt.

Fesselnde Bilder aus dem Hause der Wäscherinnen, in dem leichter erkrankte epileptische Frauen arbeiten, oder aus den Stuben der Handarbeiterinnen, ließen sich hier entrollen; aber es möchte doch noch Anderes zu Worte kommen. Nur vom Beglücken im kleinsten will ich aus einer solchen Nähstube noch berichten. Dort wo geschickte Hände epileptischer Frauen mit den Schwestern zusammen Leibwäsche für die Pfleglinge nähten, machte die ganze Nähstube zusammen einem jungen, sehr behinderten, stummen Mädchen die Freude, kleinste Abfallfädchen in ihr Postkartenkörbchen zu werfen, diese Kranke sammelte die oft nur zentimeterlangen Fädchen zur Füllung von Ruhe- und Nadelkißchen. Das aber

wird alles so ernst und wichtig und treu mit der Achtung vor Sachwerten getan, daß nicht der geringste Geruch von überflüssiger Bastelei entsteht. Ein Jeder dient nach seinen Kräften.

In Bethel wird jeder Anfall notiert und gemeldet. Die Statistik zeigt, daß in jeder zweiten Minute, Tag und Nacht gerechnet, ein Anfall stattfindet. Die Frage nach den Helfern der Kranken taucht auf. Jede Anstalt hat ihren Arzt und der Männer- oder Frauen-Besetzung entsprechend, Diakone oder Diakonissen. Lange saß ich in der Mittagshitze ermüdet vor „Sarepta“, eine einladende weiße Bank im Schatten des Einganges mit üppig blühenden Blumenkästen erquickte mich, viele Diakonissen gingen ein und aus, nachher hörte ich, daß es das Mutterhaus der getreuesten Helferinnen Bodelschwinghs war. Vater Bodelschwingh hat mehr als einmal ausgesprochen, daß die Arbeit ohne die Schwestern nicht hätte gedeihen können. Als erste Helferinnen hatte Bodelschwingh sich vom Mutterhause zwei Kaiserswerther Schwestern erbeten, dann aber wuchs langsam ein starker, eigener Schwesternstamm heran, die sich Sareptaschwestern nach dem Mutterhause in Bethel nennen, Sarepta heißt zu deutsch Schmelzhütte. Pastor von Bodelschwingh hat einmal gesagt: „Die Kranken sind eure Professoren, die euch die Kunst der Liebe lehren!“

Und noch ist über diese Professoren im ernstesten Sinne gar nicht alles gesagt, denn was bis jetzt geschildert wurde, waren noch die leichteren, beweglichen, zum Teil auch schulungsfähigen Kranken.

Die ganz Gelähmten, die Bettlägrigen, die schwerumnachteten Kranken, ob diese auch unter unserer Titel-

gebung zweiten Teil eingegliedert werden können? Ja! Diese ganz besonders. Menschenkinder liegen hier, die sechsundzwanzig und mehr Jahre das Bett nicht verlassen konnten, die nicht einmal ihre Bedürfnisse anzeigen und die in tadelloser Reinheit und Gepflegtheit im hygienisch einwandfreien Trockenbett liegen, und mit großer Hingabe gepflegt werden. Sie stehen in einem kindlich zarten Vertrauensverhältnis zu ihren Pflegern. Es gibt hier nur einen Vergleich, um das Verhältnis der Pfleger zu diesen Schwerkranken zu charakterisieren, es ist dasselbe Geheimnis wie das der Mutter, die ihr krankes Kind am liebsten hat.

So bilden sich an dieser Hinfälligkeit und an dieser Hilfsbedürftigkeit wirklich geniale Krankenpfleger, Krankenpflegerinnen aus. Wer Bethel-Schwester, Bethel-Diakon ist, wer in Bethel als Arzt und Seelsorger gebraucht werden kann, den kann man auch draußen an der schwersten und verantwortungsvollsten Pflegestelle brauchen.

Einzelne dieser schwächsten Kranken, an deren Betten ich stehen durfte, haben andern und mir durch ein schwaches Händewinken, durch einen so unaussprechlich sinnenden Blick, der sich oft wie durch eine schwere Nebelwand durchzuarbeiten müht, oder durch das Erbitten eines Liedes, das wir ihnen singen sollten, die ernsteste, nachhaltige Predigt gehalten darüber, was der Mensch für den Menschen sein kann.

Professoren die Kranken! Ein Mitarbeiter der Anstalt fühlte sich gerade durch den täglichen Umgang mit den Schwerkranken zu einer hochwichtigen, wissenschaftlichen Arbeit veranlaßt, welche die Frage der neu

auftauchenden Wissenschaft von der Euthanasie mit einem flammenden Protest beantwortete. Gerade am Erleben dieser Krankenschicksale fand er Worte, welche vom volkswirtschaftlichen, juristischen und christlichen Standpunkte aus ein bestimmtes Nein gegen die Forderungen „zum stillen Vernichten unwerten Lebens“ (Euthanasie) antworten. Aber nicht nur das Nein antwortet vernehmlich, sondern er hat genau nachgewiesen, welche volkswirtschaftlichen Vorteile eine geschulte Fürsorgetätigkeit trägt. Stiefkinder des Schicksals wurden hier die Anreger zu großen Menschheitsproblemen, die bis zur Lösung moralischer Fragen hineinreichen.

Ein Ort wie Bethel, an dem alle Kernfragen des Dienstes am Menschen zusammenlaufen, ist schon um der dort versammelten Kräfte wegen ein starkes geistiges Zentrum, deshalb sind Theologenschule, Volkshochschule und verschiedene verwandte Bildungsanstalten in gedeihlicher Art dort zu treffen, ein vertieftes geistiges Leben ist unverkennbar. Wenn ich mir einen Vorwurf nicht zu unterlassen erlaubte, war es der, daß ich an entsprechender Stelle sagte: „Ihre Traktatmission und ihre Drucksachen vermitteln bei uns draußen nicht den vollen Eindruck der unsentimentalen, klaren Art, in der Sie hier leben und arbeiten; man erwartet einen sich in jeder Begegnung äußernden Pietismus, der den wohl religiös gestimmten, aber bibelunkundigen Gegenwartsmenschen ein bißchen auf die Nerven fällt!“

Drei Wege sollen hier zum Abschluß noch kurz geschildert werden. Zuerst Wilhelmsdorf und Eckardsheim: Ein vor fünfzig Jahren noch brach liegendes Ödland in der Sennelandschaft in der Nähe von Biele=

feld hat Pastor von Bodelschwingh den heimatlosen Wanderern und gebesserten Epileptikern zu einem fruchtbaren, ertragreichen Stück Siedlung erhoben. Versumpfte Bäche, braune Heide, kümmerliche Kiefern machten das Land in der Senne zu einer mühseligen Gegend. Bodelschwingh hatte die Fähigkeit, überall die unsichtbaren Kräfte der Tiefe unter den harten Steinkrusten zu sehen. Die harte, braunrote, unfruchtbare Schicht des Ort-Steines mußte durchbrochen werden, an die Oberfläche geworfen, kurz der Boden wurde kultiviert und mit einer immer mehr wachsenden Gemeinde arbeitswilliger Brüder von der Landstraße, erwuchs eine heute blühende Mustersiedlung mit Geflügelfarm, Schweinezucht, Gärtnerei und allem landwirtschaftlichen Betrieb, der Bethel und seine Anstalten mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen versorgt und Menschen Brot und Heimat bietet. Häuser für Psychopathen, die der Fürsorgeerziehung bedürfen, für Alkoholkranke, und auch leicht stützungsbedürftige Männer sind in Wilhelmsdorf und Eckardsheim erstanden. Auch hier, wie in ganz Bethel ist das Geheimnis der Bewährung, daß man Menschen nach Möglichkeit ihren Fähigkeiten entsprechend beschäftigt.

Der Zufall wollte es, daß mich bei jenem Besuche ein freundlicher alter Herr führte, der in seinen Akademikerjahren in Königsberg Schüler jenes armlosen Professor Lohmeyer war, der in der Arbeit über Herrmann Unthan in diesem Buche erwähnt ist. Einige kleine, menschlich fein beobachtete Züge erklärten so noch spät, warum jener als Misanthrop geschilderte armlose Lohmeyer so niedergestimmt war ...

Zurück zu Bethel. Im Abendsonnenschein durfte ich — ja durfte — kann man bei dieser Persönlichkeit mit Recht sagen — mit dem jetzigen Leiter Bethels, mit Pastor Fritz von Bodelschwingh, durch einen Teil Bethels gehen. Von Tabor, einem hochgelegenen Hause für epileptische Männer kommend, gingen wir auf Höhenwegen, im Gespräch über Fragen, die mir erst in Bethel aufstiegen. Warmherzig, offen für alles, ohne jene phrasenhafte Geste, die der „Erfolgreiche" sich mitunter aneignet, ging neben mir ein wahrer, schlichter Mensch, von allen Seiten liebend begrüßt, durch sein Arbeitsfeld. Zwei kranke Männer luden uns zum Verweilen auf ihrer Bank ein, still hörte ich zu, wie kindlich einfache Dinge und Erzählungen an Pastor von Bodelschwingh herankamen. Der Mann, der mit weitreichenden sozialen Problemen unserer Zeit ringt, und sie zum großen Teil löst, hatte unendlich viel Zeit für das wirklich einfältig-schlichte Geplauder dieser Epileptiker.

„Ich müßte sofort aufhören mit meiner Arbeit im Sozialen und Wirtschaftlichen, wenn ich keine persönliche Berührung mit den Kranken mehr hätte. Sie sind meine Kraftquellen und sie stehen mir nicht nur allein gegenüber, hinter jedem Kranken steht ein Kreis mit anteilnehmenden Menschen, Eltern, Geschwister oder sonst Fürsorgender, das alles trägt mich und ist mir ein unentbehrliches Kraftreservoir." So antwortete der Leiter Bethels auf meine Worte über die persönliche Zeithingabe an die Schwachen. Es gibt in Bethel nicht jene bekannte vornehme Isolierschicht zwischen geistigem Leiter und „Masse". Und das für diese Arbeit Wichtige: die Kranken sind und werden als Träger dieser Arbeit anerkannt.

Noch will ich erwähnen, daß am Sonntagmorgen die Kirche von Sarepta, die gut 800 Personen faßt, überfüllt war; bis an die Altarstufen saßen die Besucher, die der Predigt lauschten. Eine Kirche zum Erdrücken voll, ein seltenes Ereignis unserer Tage!

Ein letzter Gang zum Friedhof, man könnte nach kundiger Begleitung die fesselndste Geschichte eines Friedhofes niederschreiben. Epileptiker, die Kranken von „Arimathia“ haben sich das Amt des Dienstes bei Beerdigungen erbeten. Wenn Vater Bodelschwingh hier oben verweilte, erzählt man, saß er mit Vorliebe dort, wo eine Trauerweide zwei Gräber überschattet; der blinde Heermann und sein Freund, der Schmied Pöppelmeier, ruhen hier, diese hat Vater Bodelschwingh immer als die Begründer Bethels bezeichnet. Sie haben mit der Erwekkung des geistlichen Lebens, wie schon am Anfang gesagt wurde, das Land Minden-Ravensberg mit erschlossen für die spätere Arbeit Friedrich von Bodelschwinghs.

Nun liegt inmitten der kreuzgeschmückten Schwesterngräber Friedrich von Bodelschwinghs Familiengrab, wie er es sich gewünscht hat. Rechts von der Ruhestätte Bodelschwinghs steht auf dem Grabe seiner ersten Kaiserswerther Schwester, Emilie Heuser, ihr großes Lebensgeheimnis: „Ich habe immer gefunden, daß der unterste Weg der sicherste ist.“

Am 2. April 1910 ist Friedrich von Bodelschwingh heimgegangen. Im Alter von 79 Jahren rief ihn eine friedevolle feierliche Sterbestunde heim. An der Seite seiner Gattin ist sein Grab, dahinter ist ein Denkstein für vier seiner Kinder, die er in Dellwig innerhalb dreizehn Tagen verlor.

Dieser Helfer der Menschheit, der Leid in jeder Form im Menschensein sah und unermüdlich mittrug, wünschte als ein Bekenntnis der innersten Stimmung seiner Lebensaufgabe gegenüber folgenden Spruch, der auf seinem Grabstein steht: „Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, so werden wir nicht müde.“ 2. Korinther 4, 1.

Rote Begonien brennen wie glutende Liebesflammen umgeben von altmodischen tiefblauen Lobelien im Frieden dieses Ortes — verehrend ruht der Blick auf der letzten irdischen Ruhestätte eines Helfers der Menschheit, der die Stiefkinder des Schicksals zu Helfern der Menschen fördern konnte, weil er sie liebte.



Tafel 19



Gertrud Fundinger

Autobiographisches Nachwort der Herausgeberin

1888 geboren, als das dritte Kind einer verwitweten mutigen Waschfrau, lernte ich Reinlichkeit von der Wiege an, richtiger, vom Waschkorb, der meine Wiege war, gründlich kennen. Noch heute kenne ich keinen heimischeren, beruhigenderen Duft, als den gekochter Wäsche. Ich bedauerte bis zu meinem siebten Lebensjahre alle Menschen aufrichtig, die nicht so arbeiten konnten wie meine Mutter, und war zu Allen, die uns Essen und am zweiten Tag Geld gaben, sehr herablassend und gnädig. (Es war ihr schuldiger Tribut!) Erst in der Schule lernte ich begreifen, daß das soziale Leben recht häufig verkehrt herum gekurbelt wird.

Dann trat ein kleiner Götze in mein Leben; ein Mann, den man „Redakteur" nannte, der die Zeitung schrieb und der in einer außergewöhnlich frühen lauen Lenznacht den Knaben Frühling belauscht hatte, wie er mit seinem ganzen Gefolge von Blumen und Schmetterlingen in unser heimatliches Halle am Saalestrande einzog. Dieses anschauliche Erzählenkönnen, das stand bei mir fest, muß das einzig erstrebenswerte Ziel im Leben sein! Und so „wußte" ich mit sieben Jahren, daß ich Redakteurin „lernen" wollte. — Zuerst mußte ich aber für die nächsten 12 Jahre tap-

fer Medizin schlucken und eine Kette kleinerer Operationen ertragen lernen, denn ein schweres Hautleiden, das sich aus skrofulösen Erkrankungen heraus entwikkelt hatte, wurde mit vielen geeigneten und ungeeigneten Mitteln bekämpft. Mehr als sieben unfehlbare Heilmittel in der Woche auszuprobieren, weigerte ich mich standhaft. Die fatalste und aufreizendste Aufgabe war aber, dem ewigen Bedauern und Bemitleiden über mein umsichgreifendes Gesichtsleiden aus dem Wege zu gehen. — Ich hatte also den meisten Menschen, die mir begegneten, mitsamt meiner gütigen, besorgten Mutter, dauernd Trost zu spenden, weil ich krank war. —

Kurz vor meiner Konfirmation hatte ich ein erschütterndes Erlebnis: In einer Zeitschrift hatte ich vom Schicksal der Leprakranken gelesen und die unheimliche Krankheit mit notwendiger Isolierung in einer Lepra-Kolonie schwebte mir als eines der härtesten Schicksale, das einen Menschen treffen kann, vor Augen.

Ein Haut-Facharzt, den wir endlich in seiner Poliklinik aufsuchten, sagte dann in sehr bestimmter Weise, daß es sich hier um einen Lupus-Fall handele. Eiseskalt griff mir dies Wort ans Herz. Lepra — Lupus — diese beiden Namen waren für mich so sehr dasselbe, daß ich erstarrt und mit dem Gefühl eines Schwerverbrechers etwa vierzehn Tage, qualvoll lange Tage — ohne meine Angst zu verraten — auf den Wagen wartete, der mich nun zum Leben und Sterben unter den Aussätzigen abholen würde.

Da ich kurz vor der Konfirmation stand, schien mir die Gnadenfrist nur noch bis zu diesem Zeitpunkte gesteckt zu sein. Die häufigen Tränen meiner Mutter schie-

nen mir das zu bestätigen; da sie aber offensichtlich darunter litt, mochte ich sie nicht fragen, wann ich abgeführt werde. In der Poliklinik jenes Hautarztes wurden auch — unbegreiflicherweise mit gemeinsamem Wartezimmer — Kontrollmädchen behandelt. Und ein solches, durch häufiges Warten „kundig" gewordenes Mädchen sagte mir — wie eine mildtätige Frau erschien sie dem angstgequälten Kinde — daß ich das Wort nicht richtig ausspräche, es hieße „Lupus" und nicht „Lepra". Noch heute denke ich an dieses Mädchen mit Dankbarkeit — ihre Erklärung gab mir den Mut, den Arzt zu fragen — und so war ich wie erlöst, daß die Krankheit nur Lupus war, die nun freilich noch jahrelang mein Begleiter und — Zerstörer war. — Diese 14 Tage der Angst und der Herzensnot brachten mir dem noch sehr, sehr ernsten Leiden gegenüber eine starke innere Widerstandskraft. Hatte ich doch die Möglichkeit einer Isolierung unter Leprakranken schon mit so qualvoller Bestimmtheit vor mir gesehen, daß mir die tatsächliche Erkrankung „Lupus" nun eine Bagatelle dagegen schien; selbst die Aussicht, daß es jahrelang dauern würde, ehe dieser fressende Ausschlag ausgeheilt sein würde, konnte mich nach dem vorher Erlebten nicht mehr bedrücken.

Um mir die lange Zeit der Behandlung mit Arbeit und einem so notwendigen Verdienst erträglich zu machen, habe ich etwa zwei Jahre hintereinander so ziemlich alle Arbeiten gemacht, die man in den Jahren 1902—1904 als Heimarbeit vergab: Papierblumen und Wachsrosen, Lampenschirme und Berufskleidung und Adressenschreiben. Man rechnete so mit Dutzend, Gros

und Hundert und Tausend, daß es beinahe schon gar keine kleinen Zahlen in meinem Denken mehr gab — außer der einen, daß es für ein Gros, also zwölf Dutzend Glückskleeblüten aus rosa und olivfarbigem Papier eineinhalben Pflennig Arbeitslohn gab. Wieviele Gros Glücksklee und Veilchengebinde ich da anfertigen mußte, um 4.80 Mark in der Woche zu verdienen, weiß ich heute nicht mehr — ich hatte aber eine aufrichtige Freude daran, so bunte, zarte Sachen herstellen zu können.

Viel Denken erforderten diese Arbeiten nicht, die Gedanken konnten dabei spazieren gehen — und sie gingen weit — bis zum Kaiserthron:

In einer Heimarbeiterinnenversammlung hörte ich, daß die Kaiserin bei einer Ausstellung sich unwillig über die geringen Löhne der Heimarbeiterinnen geäußert hatte, die man dort an den verschiedenen Ausstellungsstücken vermerkt sah. Diese Nachricht zündete in mir ein Fünkchen der Hoffnung an. — Lange schon wußte ich, daß man Lupuskranke in Sanatorien mit natürlichem Sonnenlicht mit viel Erfolg behandelte. — Sanatorium war aber nur ein erreichbarer Begriff für wohlhabende Leute! — Bis eines Tages das Fünkchen Hoffnung zur hellen, heißen Flamme wurde: Die Kaiserin, die mit den Heimarbeiterinnen fühlte — ja sie ist doch eine echte Landesmutter — und wenn nun die eigne Mutter die Kosten im Sanatorium nicht bezahlen konnte? — —

Gedacht, getan! Kein Mensch darfs wissen! Schönes rosa Briefpapier erstand ich mir, und dann; ich wußte, daß man am besten so schreibt, wie man denkt: bat ich „meine Landesmutter“, weil meine eigne Mutter

keine Mittel habe, um ein Wort, daß man mich auch ohne Geld in einer bestimmten Sonnenheilanstalt für Lupuskranke aufnehme. Daß noch irgendein „majestätischer" Schluß folgen mußte, dachte ich mir — und so schloß ich mein Bittgesuch mit: „Eurer Majestät alleruntertänigste, treueste und gnädigste Dienerin."

War nun das schöne rose Briefpapier oder dieser feierliche Schluß daran schuld? Kurz und gut, es dauerte keine fünf Wochen und schon war ich nach einigen ärztlichen und geheimrätlichen Begutachtungen kurz nach Vollendung meines 16. Lebensjahres in der ersehnten Lupusheilanstalt. Sie liegt hinter den Toren Berlins, und ich benützte meine erste Fahrt dorthin — um von außen dankbar und scheu das Schloß anzustaunen, in dem „meine Landesmutter" wohnte — ich hatte mir ein starkes inneres Verhältnis zur Kaiserin als natürlichste Empfindung erworben.

Eine andre Welt tat sich im Sanatorium vor mir auf — nicht mehr allein mit diesen entstellenden Wunden, sondern unter lauter Leidensgefährten, die zum größten Teil noch schlimmer angegriffen waren. — Alle Tage ein gedeckter Tisch, ohne daß man fragte wo's herkam, und eine Bibliothek, wo man nach Herzenslust lesen konnte. Und Zeit so viel man wollte zum Schreiben! In Allem fühlte ich mich als Glückskind, denn ich sah so viel des noch schlimmeren Leides um mich, daß ich immer wieder mit meinem „nur die Nase" angreifenden Leiden zufrieden war. Eine Sorge gab es nun für mich; wie das sein müßte, wieder allein zu Hause sein! Aus dem gemeinschaftsscheuen Kinde war ein gemeinschaftsfroher Mensch geworden. Ich taute

erst richtig auf, wenn ich unter gleichgestimmten Menschen war.

Dort war es auch, wo ich in einem Leidensgefährten den Lebensgefährten fand, den ich nach siebenjähriger Brautzeit heiratete.

Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre hatte ich noch ganz der Behandlung der langsam weichenden Krankheit zu leben —, ein unstillbarer Lerneifer verkürzte mir die Zeit. Was mir nur in die Hände kam: Goethes naturwissenschaftliche Schriften, verschiedene Philosophen bis zur modernen Literatur waren mein geistiges Brot, und ich hatte viel Hunger danach. — Die Anthroposophie Rudolf Steiners spielte dann eine Zeitspanne die dominierende Rolle in meinem Innenleben, und gab mir mit den Schicksalsgedanken das Gefühl, daß selbst in der schlimmsten Lage mir im Grunde kein „Unrecht" geschehe, sondern eben nur „Karma" sich auswirke.

Vom Lebenswunsche, Redakteurin zu werden, war ich immer noch weit entfernt. — Ich sah nun wohl ausgeheilt etwas besser aus, war aber doch ziemlich entstellt und mußte meinen Lebensunterhalt in dienender Stellung erwerben. Waschen, Kochen, Nähen, Stenotypen wechselte bunt genug miteinander ab, und ich erlernte durch häufigen Ortswechsel auf diese Weise eine lebendige Geographie durch eigne Anschauung. Berlin, Frankfurt, Karlsruhe, München, Metz, Paris, Lausanne, Basel, Hamburg, Stuttgart waren die Orte, an denen ich in den sieben Jahren bis zu meiner Heirat arbeitete. Mein augenfälliger Entstellungsfehler brachte es mit sich, daß ich immer nur Arbeiten bekam, die sonst

niemand gerne übernahm. — Das sah ich für sehr selbstverständlich an — wie hätte ich anders die Welt kennen lernen können? Ein Gutes hatte dieser Zustand noch an sich; kein Mensch fragte, wie ich meine freie Zeit zubrachte. — In Museen und Vorträgen, wo ich meist war, vermutete man mich kaum. In Ermangelung eines Zuhörenden, schrieb ich alles Erlebte und meine Gedanken dazu nieder. Mitunter hörte ich, daß einer meiner früheren Leidensgefährten gestorben, erblindet oder sonstwie eine Verschlimmerung zu erleiden hatte, dann duckte ich mich, und war auch von mir aus auf jeden Rückschlag gefaßt. Noch keine Minute meines Lebens habe ich die innere Zugehörigkeit, die verpflichtende Verbindung zu den Stiefkindern des Schicksals verloren. Es ist wie das Wissen um ein großes Zusammengehören mit den Enterbten in jeder Form. — Vielleicht bin ich nur ein Weilchen aus der großen Leidensschule beurlaubt?

1912 heirateten wir: Zwei fröhliche Kinder wurden uns geschenkt. — Die neunzehn Jahre meiner Ehe waren mit dauernder Sorge um meinen kranken Mann erfüllt, der die meiste Zeit in Höhenkurorten verbringen mußte. Bis im Frühjahr 1931 der Tod als ersehnter Freund und Erlöser einer Kette seelischer und körperlicher Leiden den Abschluß gab.

1916 begann ich an der Tagespresse mitzuarbeiten. Meine ersten Artikel befaßten sich mit „Goldablieferung“ und „Kriegsanleihe“. Reisen im Dienste der Journalistik führten mich dann nach der Schweiz, Frankreich, Belgien, England. Aus dem Kreise der Anthroposophie wuchs ich immer mehr heraus; hoffnungslose Uneinig-

keit unter ihren Führern nach Rudolf Steiners Tode, und anmaßendes Demagogentum bei Menschen, die alles andre nur nicht Steiner begriffen haben, beherrschte die Bewegung und machte das Entfernen leicht.

Dies mochte zuerst der Grund des Fernbleibens sein, danach aber die Erkenntnis, daß innere, religiöse Vertiefung niemals nur Sache eines noch so geistvoll aufgebauten Weltanschauungssystems sein muß oder kann, sondern daß eine gewisse Schlichtheit des Glaubens sich nicht innerlich von Menschen abhängig zu machen braucht. Jeder Mensch hat eine Zeit, da er auf dem Wege zu Gott ein Golgatha oder auch ein spätes Damaskus erleben kann.

Nach der inneren Umstellung, die mit einer Gegnerschaft gegen verlassene Bahnen nichts zu tun haben kann, sah ich in den Kreisen, denen ich bisher ferne geblieben war, so unendlich viel praktische Lebenserfassung und Lebenserfüllung, daß ich mit Erstaunen wahrnahm, wie viele Wege zur tiefsten Lebenswertung und Schicksalsbejahung führten. Fast jeder einzelne der hier in diesem Buche beschriebenen Menschen lebt in einem anderen Interessen-, Glaubens- oder Weltanschauungskreise, und sie kämpfen im Grunde alle um einen Glauben wie ich auch; den Glauben, daß uns kein Gott und keine Götter verlassen, so lange wir sie nicht selbst aufgeben.

Die stete Verbindung mit Kranken und Körperbehinderten ließ mich die Energien beachten, die ein Geist entwickeln kann, der körperliche Schäden überwinden will.

So habe ich denn in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Reihe Lebensbilder zusammenstellen dürfen, von solchen Menschen, die sich im zähen Lebenskampfe feindlichen Gewalten gegenüber behaupten und jenen alten Jakobskampf mit ihrem unsichtbaren Gegner kämpfen, dem das allezeit fruchtbare Wort auch hier entgegengesetzt sein möge: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“

Fußwaschung *)

Und einen Tag, o den vergeß ich nie!
Durch graue Morgenfrühe war ich zag geschritten,
In ferner Weltstadt, nächtlich öde Straßen.
Was nur Paris an Unrat von sich warf,
Stand hier in Eimern, Tonnen vor den Türen.
Davor zu Zweien oder einzeln hockend,
Zerlumpt und elend stumme Menschenleiber.
Aus Schutt und Abfall gierig, suchend, raffend
Ein Fetzlein Stoff, ein Stückchen kaltes Eisen,
Ja, Äpfel gar, die noch nicht ganz verfault,
Den leeren Magen füllen sollten.
Beut so die Weltstadt mir Willkommen dar?
Legt sich ein Schaudern kühl auf meine Seele.
Zaghaft und schwer schleicht ich den Boulevard entlang.
Dem Ziele meiner Reise zu.
Ein rauhes Gurgeln tönt zu meinen Füßen,
Die fast ein trunknes Weib getreten hätten,
Das neben einer umgestürzten Tonne
Im Rinnstein liegend einen Flaschenscherben
Schmatzend seines Restes entleerte.
Was soll ich Fremdling hier,
Kaum fremder Sprache richtig mächtig,
Mit diesem Menschenwesen tun?
Das sinnlos, hilflos, sich im Schmutze wälzend,
Des Menschen Hand und Hilfe doch bedarf.
Mit Pflicht und Widerwillen steh' ich kämpfend.
Versuche ratlos nur, den scharfen Scherben

Vom Mund der Trunknen zu entwinden.
Da naht's mit raschem Schritt,
Dann plötzlich vor uns stockend
Ein junges, angstgehetztes Mädchen.
Ihr herbes, bleiches Antlitz hellt sich auf:
„Ach Mutter, endlich Mutter, hab' ich dich!"
Und gut und weich hilft sie der Trunknen auf,
Als sei die ehrwürdigste der Mütter aller
Hier ihrem Arme zum Geleit vertraut.
Wild lachend, schmatzend folgt die Schwankende,
Von ihres Kindes guter Hand geführt;
Ein Blick zurück noch zu dem Unratshaufen,
Den ungern sie im Stich zu lassen scheint.
Ein derber Stoß ins Antlitz ihres Kindes.
Das aber küßt der Mutter Stirn voll Liebe,
Und stützt sie fort mit sorglichem Gesicht.
Entschwunden ist das Paar schon lange meinem Blick.
Das graue Nachtbild weicht dem Morgendämmer,
Am fernsten Saume rötet schwach der Himmel.
Der Tag bricht an, es ist Gründonnerstag,
An dem der Meister wusch der Jünger Füße.
Ich hatt' ein junges Kind
Unwissend auf des Meisters Spur gesehen.
Nicht Grauen bot mir nun die fremde Stadt mehr dar.

Gertrud Fundinger.

---

*) Zur „Fußwaschung" ist, wie zu vielen Motiven meiner anderen literarischen Arbeiten zu sagen, daß ich mit Vorliebe Bilder sozialer Not, die ja oft genug die Wiege des Krüppeltums ist, aufsuche, um den Funken verschütteter Güte und oft auch Stärke unter liebevoller Betrachtung zum Aufleuchten zu bringen.
Die Trinkerin in der „Fußwaschung" ist dennoch einmal eine gute Mutter gewesen, denn es erwuchs ihr eine zartempfindende Tochter.

Über mein Schaffen

Hans Würtz, der bekannte Krüppelpsychologe und -erzieher hat in seiner Arbeit: „Schöne Literatur über Krüppel" einige meiner Romane und Erzählungen in die Gruppe gestellt, die er als die Schilderung des „religiös-beschaulich" gezeichneten Krüppels zusammenfaßt; inhaltlich hat er sie so — nur unter Bezugnahme auf sein Thema — erfaßt:
Fundinger, Gertrud: Unterm Kainszeichen. Ein träumerischer Häßlichkeitskrüppel mit einer Narbe an der Stirn, dem sog. Kainszeichen, glaubt vom Schicksal zum Leiden bestimmt zu sein. Als ihr Geliebter sie in dem Augenblick, als sie sich Mutter fühlt, einer anderen wegen verläßt: „brennt es so furchtbar im Herzen drinnen, und sie kann nichts tun als stille halten".
Der Afra. Ein einsamer, gemeinschaftsscheuer beingelähmter Kunst- und Blumenliebhaber genießt die Schönheit der Blumen als „Vorbote" fraulicher Schönheit, bis er plötzlich zwei Frauen kennen und lieben lernt. Die häßliche entstellte Frau ist ihm geistesverwandt, die schöne Dame entflammt seine Sinne: „Wenn ich mit Hela zusammen war, ließ ich ganz die Empfindung walten. Ich trank mich satt an ihren Küssen und an ihrer Schönheit, die sie mir mit einer gewissen Kindlichkeit spendete. Die Stunden mit Klara waren erfüllt mit einer eigenartigen Poesie, denn sie verstand es, dem Leben die reichsten Töne abzugewinnen, vielleicht auch abzuringen. Wir tauschten unser ganzes Leben aus, ich war im Anfang überrascht, wenn mir diese Frau, der doch alle äußeren Vorzüge versagt waren, ja gegen deren Aussehen man erst kämpfen mußte, um nicht davon irritiert zu werden, wenn sie mir so erzählte, daß sie nie einsam im Leben gewesen, sondern immer Hand in Hand mit einer schönen reifen Seele gegangen wäre." (S. 8/9.) Der plötzliche Tod des Krüppels Afra wirkt als Erlösung.

Die Närrin und ihre Heiligen. Hede, die Närrin, sucht im Menschen den Heiligen. Tiefe Eindrücke gewinnt sie durch die Bekanntschaft mit dem buckligen und fußgelähmten Georg Reiner, der sich ein religiöses und künstlerisches Weltbild gewinnt und sich zu einem innerlich freien Menschentum durchringt: „Dieser, von der Natur benachteiligte Mann, mit seinen offenbar viel zu langen Armen, hätte Hede's herzliches Mitleid herausgefordert, wenn er nicht selber so viel Güte und Reichtum in den großen braunen Kinderaugen gezeigt hätte.“ (S. 71.)

Das Preisausschreiben. Das kleine, schwer verwachsene und bucklige Rösle fristet sein beschauliches Dasein als Näherin. Durch Beteiligung an einem Preisausschreiben hofft sie reich zu werden. Sie gewinnt aber nur einen Trostpreis und bleibt heiter: „Der Name Trostpreis hat doch etwas Tröstliches an sich.“

Literaturnachweis / Quellennachweis

Zu dieser Schrift wurden die folgenden Ausgaben benützt:

1. Fritz Müller-Partenkirchen: „Schön ist es auf der Welt",
   Verlag Staackmann-Leipzig.
2. Herrmann Unthan: „Das Pediskript",
   Memoiren-Bibliothek Robert Lutz, Stuttgart (vergriffen).
3. Hans Würtz: „Zerbrecht die Krücken",
   Verlag Leopold Voß, Leipzig.
4. Géza, Graf Zichy: „Buch des Einarmigen",
   (aus dieser Ausgabe wurde uns freundlichst eine Abbildung zur Verfügung gestellt)
   und „Aus Meinem Leben".
   Beide: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Außerdem sei an dieser Stelle noch herzlich jenen Persönlichkeiten und Ämtern gedankt, die mich auf die Lebenskämpfer, die hier erwähnt sind, aufmerksam machten und meine Arbeit förderten:

Archiv für Wohlfahrtspflege Berlin,
Schulrat Arno Fuchs, Berlin,
Hilmar von Hinüber, Barmen, Wuppertal,
Dr. med. Friedrich Husemann, Freiburg-Güntherstal i. Br.
Dekan Kübler, Cannstatt-Stuttgart,
Geheimrat Prof. Dr. Lange, München,
Redakteur Dr. Hugo Marti, Bern,
Pfarrer Georg Merz, Bethel bei Bielefeld,
Ernst Scheuffele, Stuttgart
Prof. Johann Dietrich Warnken, Berlin-Friedenau,
Kurt von Wistinghausen, Gnadenwald,
Direktor Hans Würtz, Berlin-Dahlem.

Bücher
aus J. F. Lehmanns Verlag



Mein Weg zum Glück. Erlebnisse eines deutschen Kriegsblinden. Von Wilhelm Hoffmann. Geh. Mk. 2.80, Lwd. Mk. 4.—.

In den ersten Kriegsmonaten zerschnitt ein winziges Granatsplitterchen dem damals 35jährigen Amtsrichter den Sehnerv und riß ihn in jene Nacht der Blindheit, aus der es kein Zurück gibt. Wilhelm Hoffmann hat sich aber nicht niederringen lassen. In zähem Wollen hat er sich all die Fähigkeiten angeeignet, die der Blinde braucht, um die Dunkelheit zu beherrschen, in nie verlöschender, lodernder Vaterlandsliebe trägt er sein schweres Schicksal, indem ihn jederzeit der eine Gedanke tröstet: es war fürs Vaterland. So ist sein Buch zunächst ein Trost und eine Hilfe für alle, die in gleicher Lage sind. Sie lernen von ihm, wie man sich zurechtfindet, wie man Ordnung hält, sie lernen Geduld, Freudigkeit und Opfergesinnung.

Alle die aber, die mit Blinden und ihrer Pflege zu tun haben, bekommen hier gezeigt, wie man sich ihnen gegenüber taktvoll benimmt, wie man ihnen hilft, ohne sie zu erniedrigen. Wir Sehenden alle lernen aus einem solchen ergreifenden Buch Dankbarkeit, daß uns ein solches Geschick erspart blieb, Dankbarkeit aber auch für die, die für uns ihr schweres Los auf sich genommen haben.

Wir sind den Beschädigten aufrichtig dankbar, die uns einen Einblick in ihr verändertes Dasein, besonders auch in ihr Seelenleben gestatten, besonders wenn dies in so vorzüglicher Weise geschieht wie in diesem Buch.

Bayerische Fürsorgeblätter.

Wir von der Infanterie. Tagebuchblätter aus fünf Jahren Front- und Lazarettzeit. Von Friedrich Lehmann. 3. Aufl., 16. bis 19. Tausend. Geh. Mk. 2.70, Lwd. Mk. 4.—.

Der Verfasser — kriegsfreiwillig im besten Sinne des Wortes, bis ihm nach vier Jahren eine Granate den Fuß zerschlug und den Arm lähmte — berichtet seine Erlebnisse mit einer nicht berechneten, sondern schlichten, gerechten, auch an Fehlern und Irrtümern nicht vorübergehenden Sachlichkeit, ohne jeden Schwulst und Hurrapatriotismus. Statt wehleidiger Schwarzseherei hören wir hier einen aufrechten Lebensmut sprechen — sehen ein Bild der Treue zum Vaterland, zur Pflicht und den Kameraden — fühlen die echte Religiosität und das soziale Verständnis eines ganzen Mannes.

Deutschlands Erneuerung.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Bücher von Dr. med. Erwin Liek, Danzig:

Das Wunder in der Heilkunde. 2. Auflage, 11. bis 20. Tausend. Geh. Mk. 3.20, Lwd. Mk. 4.50.

Ein Streifzug durch das Werk: I. Das Wunder des Lebens / Der Wunderbegriff / Das Wunder der Zelle / Nicht der Zufall leitet die Welt / Das Irrationale. II. Die Stellung des Arztes im Krankheitsgeschehen / Krankheiten, die der Arzt weckt / Selbsthilfe des Körpers / Grenzen der Naturheilung. III. Aus der Geschichte der Heilkunde: Die alten Zauberärzte / Tempelmedizin / Die katholische Kirche / Protestantische Wunderorte / Psychotherapie / Teufelsaustreibung. IV. Unzünftige Wunderheiler: Der Maurerprophet Weißenberg / Zeileis / Steinmeyer in Hahnenklee / Coué und Kant. V. Versuche einer Erklärung: Der Boden für das Wunder / Gefühl, nicht Vernunft / Die Kraft der Persönlichkeit / „Magische Kräfte" / Ärzte als Zauberer / Der „Gebildete" und das Wunder / Priesnitz, Schroth, Kneipp usw. / Das Wunder in der modernen Heilkunde / Erfolge, trotz falscher Theorien / Verjüngungsoperateure / Die Stigmatisierten. VII. Schlußbetrachtung: Die Wiederentdeckung der Seele / Die Medizin als Heilkunst.

Hier spricht ein Arzt, der nach Wahrheit ringt, der sich frei gemacht hat von dem Papsttum der Medizin, der jeden zum Nachdenken zwingt.
Deutsche Krankenkasse.

Krebsverbreitung, Krebsbekämpfung, Krebsverhütung. Geh. Mk. 5.—, Lwd. Mk. 6.50.

Auch dieses neueste Werk Lieks über das leider so viele Menschen berührende Krebsproblem verdient weiteste Verbreitung. Aus ihm spricht wieder der berufene Arzt und Seelenkenner, der auch für die Verhütung des Krebses wichtige Vorschläge zu machen weiß.

Der Arzt und seine Sendung. 8. Aufl., 32.—35. Tausend. Geh. Mk. 3.60, Lwd. Mk. 4.70.

Es wird wenige geben, denen Liek nicht eine Menge neuer Tatsachen und Gesichtspunkte öffnet; seine Beurteilung der Gegenwart ist für jeden wichtig, der sich ein zutreffendes Bild unserer Lage machen will.
Bayreuther Blätter.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Von Prof. Dr. E. Baur — Prof. Dr. E. Fischer — Prof. Dr. F. Lenz. Bd. I. Menschliche Erblichkeitslehre. 4. stark verm. Auflage erscheint 1933. Bd. II: Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik). Mit 12 Textfiguren. Geh. Mk. 13.50, Lwd. Mk. 15.30.

Einiges aus dem Inhalt des II. Bandes: Die biologische Auslese / Erbliche Veranlagung und soziale Gliederung / Die Unterschiede der Fortpflanzung / Der Geburtenrückgang / Die Auslesewirkung der geistigen Frauenberufe / Wanderungsauslese / Das Schicksal der großen Rassen und Völker / Eheverbote und Eheberatung / Bevölkerungspolitik / Rassenhygienische Gestalten des persönlichen Lebens / Selbstbehauptung der Familie / Die junge Generation / Wege rassenhygienischen Wirkens / Rassenhygiene und Weltanschauung.

Der „Baur-Fischer-Lenz" steht an anerkannt hervorragender Stelle unter dem Schrifttum der letzten Jahre. Zeitschr. f. Naturwissenschaftten.

Es haben sich drei hervorragende Männer der Wissenschaft zusammengetan, um dieses Meisterwerk zu schaffen, das inhaltlich, methodisch und stilistisch vortrefflich ist und dem deutschen Geiste, der deutschen Kultur und Wissenschaft zu hoher Ehre gereicht. Staatsanz. f. Württemberg.

Grundzüge der Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. Von Prof. Dr. H. W. Siemens. 4. umgearb. Auflage. Mit 59 Abb. und Karten. Geh. Mk. 2.70, Lwd. Mk. 3.60.

Es ist sehr zu begrüßen, daß hier ein erstklassiger Fachmann ein sehr billiges und leichtverständliches Büchlein darbietet, in welchem die Errungenschaften der neuzeitlichen Forschung für Gebildete aller Stände dargestellt sind. Biologische Heilkunst.

Die Unfruchtbarmachung aus rassenhygienischen und sozialen Gründen. Von Dr. O. Kankeleit, Nervenarzt. Mit 7 Abb. und 10 Tab. Geh. Mk. 4.90, Lwd. Mk. 6.30.

Der Verfasser geht mit höchstem Verantwortungsgefühl gegen Staat und Gesellschaft und tiefer biologischer Einsicht an diese Frage heran. Er fordert mit Entschiedenheit die Beseitigung aller gesetzlichen Schwierigkeiten, die sich zurzeit in Deutschland noch der Unfruchtbarmachung Entarteter in den Weg stellen. Münch. medizin. Wochenschrift.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Die geistige Gesundheit des Volkes und ihre Pflege.

Von Dr. med. Fr. E. Haag, Düsseldorf, Dozent an der medizinischen Akademie, Düsseldorf. Geh. Mk. 6.30, in Lwd. Mk. 8.—.

Haag ist auf dem Weg über die Bakteriologie und Hygiene zur sozialen und persönlichen Hygiene gelangt. Aus dem Herzen sind uns seine dem heutigen Fürsorgestaat gewidmeten Worte, in dem kein Raum mehr ist für Selbstverantwortung. Diese Folgerungen verraten den kritischen Verstand ebenso wie das warme Herz des um das Wohl des Volkes besorgten Arztes. Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege.

Vererbungslehre und Erbgesundheitspflege.

Einführung nach methodischen Grundsätzen. Von Studienrat Dr. J. Graf. Mit 4 Tafeln und 54 Abb. Geh. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.20.

Die Annahme an Kindes Statt (Adoption).

Ein Ratgeber für Pflegeeltern und Behörden. Von Prof. Dr. Rittershaus, Hamburg. Mit 44 Abb. Kart. Mk. 3.15.

Ehepaare, denen das Glück eigener Nachkommenschaft versagt ist, wird hier gezeigt, was sie bei einer Adoption zu bedenken haben.

Praktische Psychotherapie.

Von Dr. med. G. Heyer. Preis etwa Mk. 6.—.

Das Buch könnte auch heißen: „Versuch einer ethischen Biologie", denn die ethische Forderung wird stärker als es sonst in der Psychotherapie der Fall ist, in den Vordergrund gestellt. Verfasser bezieht auch Körperliches weitgehend in den Bereich seiner Untersuchung.

Handschrift und Ehe.

Von Bernhard Schultze-Naumburg. Eine Lehre vom Zusammenpassen der Charaktere, begründet und dargestellt an den Handschriften zeitgenössischer und geschichtlich bekannter Personen. Mit 2 Bildnissen und 80 Schriftproben und 24 Ergänzungsbildern. Preis etwa Mk. 5.—.

Unsere Heilpflanzen.

Ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde. Ethnobotanische Streifzüge von Dr. H. Marzell. Mit 38 Abb. Lwd. Mk. 4.50.

Semmelweis, Der Retter der Mütter. Der Roman eines ärztlichen Lebens. Von Theo Malade. Kart. Mk. 2.15, Lwd. Mk. 3.20.

In einprägsamen Bildern werden die Zustände vorher gezeigt, die furchtbare Ernte des Todes in den Gebäranstalten; wir erleben das Aufflammen der Entdeckung bei Semmelweis, wir hören vom Widerstand der Fachgelehrten und der wissenschaftlichen Institute, wir sehen den Sieg des Forschers und erleben erschauernd seinen schrecklichen Untergang in Geisteskrankheit. Die Literatur.

Das Erbe der Enterbten. Von Rudolf Böhmer, ehem. Bezirksamtmann in Lüderitzbucht. 2. Aufl. Geh. Mk. 4.50, Lwd. Mk. 5.80.

Böhmer zeigt die Aufgabe nationaler Politik: Den Enterbten ein Erbe zu schaffen, indem man die Größe der Städte beschränkt, Heimstätten baut, im Innern siedelt, Kolonialpolitik treibt und draußen Bauernsiedlungen schafft. Wertvollste Arbeit für den Wiederaufbau, begeistert und mitreißend vorgetragen. Der Tag.

Deutsches Arbeitsdienstjahr statt Arbeitslosenwirrwarr. Von Prof. Karl Schöpke. Geh. Mk. 3.75, Lwd. Mk. 4.90.

Dieses überaus wertvolle Buch zeigt einen Weg zur Beseitigung des Arbeitslosenwirrwarrs. Hier spricht eine wirkliche Führerpersönlichkeit, ein Mann der Tat, der genau weiß, was möglich und was notwendig ist. Deutsche Akademikerzeitung.

Fieberkurve oder Zeitenwende. Nachdenkliches über den Nationalsozialismus. Von Kurt Eckehard. 3., erw. Auflage. Kart. Mk. 1.50.

Gestalter der Welt. Von Gen. d. Inf. Alfred Krauß. Mit 8 Bildnissen und 4 Karten. Preis etwa Mk. 8.—.

Krauß zeigt die Wahrheit des alten Satzes, daß Männer die Geschichte machen. Er gibt die Lebensschicksale solcher großen Soldaten, die die Welt umgestaltet haben. Behandelt sind Alexander d. Gr., Hannibal, Cäsar, Hermann der Cherusker, Mohamed, Karl d. Gr., Cromwell, Friedrich d. Gr., Washington, Napoleon, Wilhelm I., Bismarck, Moltke.





